Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 19. Januar — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Angst vor dem Lichte — Die Worte Jesu. Schluß — Die Geschichte der altchristlichen Kirche in Nordafrika. Erstes Stück — Glaube und Heimat. Die Tragödie eines Volkes. Von Karl Schönherr — Aus der Arbeit der Inneren Mission — Christliche Welt und Nordmarkenpolitik. Eine Stimme aus der Ostmark. Nebst Verantwortung — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Angst vor dem Lichte

Die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht. Joh. 3, 19.

Es gibt viel Angst vor dem Lichte in der Welt. Manchem geht es mit der Erscheinung Jesu wie dem, der erst lang nach Mitternacht sein Lager aufgesucht hat und sich vornimmt, einmal recht gründlich auszuschlafen. Damit die aufgehende Sonne nicht durchs Fenster scheine und ihn vor der Zeit wecke, hat er den Vorhang niedergelassen, ja vielleicht sogar die Fensterläden geschlossen. Wer schlafen will, fürchtet die Sonne, die ihn stören könnte.

Die Erscheinung Jesu ist ein Sonnenaufgang. Mit Jesus tritt eine Persönlichkeit auf den Weltschauplatz, die anders ist als die Menschen um ihn her. Es ist nicht zuviel gesagt, daß sich Jesus zum Durchschnitt der Menschen verhält wie das Licht zur Finsternis. Die andern gehen in den kleinen Freuden und Sorgen des Tages auf; er aber erhebt sich in jedem Moment zur Unendlichkeit und offenbart uns die Bestimmung unsrer Seele, ewig zu sein in jedem Augenblick. — Alle Welt ist auf ihren Vorteil bedacht, indem sie zu erwerben, zu gewinnen, das irgend Erreichbare an sich zu raffen sucht; er dagegen dient, entsagt, opfert und zeigt eben damit einen bisher verborgenen und verschütteten Weg zur wahren Größe. — Wir verzehren uns in allerlei Wünschen; jetzt möchten wir dieses haben, dann jenes und wähnen jedesmal, der Besitz des Begehrten würde uns endlich glücklich machen; Jesus aber will nicht *haben*, sondern etwas *sein*. In dem einzigen Verlangen, von Gottes Geist erfüllt, von Gottes Willen regiert zu werden und ganz nur Gefäß und Organ des himmlischen Vaters zu sein, gehen alle anderen Wünsche unter. — Indem wir die Menschen schildern, wie sie sind, kommt es uns tausendfach zum Bewußtsein, daß Jesus anders, ganz anders ist. Jesus bewundern heißt darum immer zugleich die übrige Menschheit verurteilen. Jesus ist einfach durch sein Erscheinen auf der Erde die schärfste Kritik des menschlichen Wesens und die eindringlichste Bußpredigt: Ihr sollt erst rechte, wahre Menschen und Gotteskinder werden!

Es ist ganz verständlich, daß viele Menschen das alte Tischgebet nicht lieben: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! Sie stellen sich vor, wie das wäre, wenn Jesus wirklich zu ihren Mahlzeiten erschiene, wenn er, der in einem Nu jeden bis auf den Grund seiner Seele durchfühlt, mit ihnen in Gesellschaft zu Freunden oder mit zum Stammtisch ginge. Sie wollen ja nicht durchschaut, nicht kritisiert, nicht verurteilt werden. Nein, um alles in der Welt, das ist so ziemlich das Letzte, was sie sich wünschen. Daher ist ihnen die Angst vor ihm so ganz natürlich. Sie haben ihre Gewohnheiten, Bedürfnisse, Geschäfte, Genüsse — und wollen sie behalten. Allerlei Lichtlein haben sie sich selbst angezündet. Sie wissen ganz genau, daß ein geheimnisvoller Windhauch sie alle auslöschen würde, wenn die Tür aufginge und Jesus hereinträte.

Auf dem Grund des Meeres leben Tiere, die gar kein Organ für das Licht haben. In der Tiefe der Erde wühlen lebendige Wesen, die sich das Sehen abgewöhnt und deren Augen sich allmählich zurückgebildet haben. Der Adler aber, der zur Sonne emporfliegt und sich im lichtdurchfluteten Aether badet, hat Augen von einer erstaunlichen Sehschärfe. Wahrhaftig, wenn wir die Sonnenangst ablegen und uns unter die Wirkung des Lichtes der Welt stellen, werden wir es tiefinnerlichst erleben, daß wir zu Kindern des Lichtes bestimmt sind. Gott Lob, es haust nicht nur die Lichtangst in unsrer Seele, Gott hat auch den Sonnenhunger in unser Herz gelegt. Der Sonnenhunger aber muß die Lichtangst austreiben! C G

Die Worte Jesu

3

Obwohl auch Hennell Dilettant ist, wie auf wissenschaftlichem Gebiet überhaupt, so auch in Bezug auf die Rabbinica, ist doch sein Urteil über die rabbinischen Parallelen zum Neuen Testament viel richtiger als das von Drews. Das läßt sich leicht an einigen Beispielen nachweisen. Ich wähle zunächst ein jüdisches Gleichnis aus, das den Vergleich mit dem Neuen Testament nahe legt, und dann einige rabbinische Parallelen zu einem Worte Jesu.

Im babylonischen Talmud, Traktat Sabbat, Blatt 153 a, heißt es:

> Rabbi 'Eliʿezer (ben Hyrkanos, Schüler des R. Jochanan ben Zakkai, der um 70 n. Chr. in Palästina lebte!) sagt: Bekehre dich einen Tag vor deinem Tode. Da fragten seine Jünger den R. 'Eliʿezer: Weiß denn etwa ein Mensch, an welchem Tage er sterben wird? Da sagte er zu ihnen: Um so mehr soll er heute Buße tun, vielleicht stirbt er morgen, und (dann) wird er (tut er heute Buße) erfunden (als) alle seine Tage in Buße (lebend); auch Salomo hat gesagt in seiner Weisheit (Pred. Sal. 9, 8): „Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiß, und Oel mangle nicht auf deinem Haupte." Es hat gesagt Rabbān Jochanan ben Zakkai:
>
> Ein Gleichnis.
>
> (Die Sache gleicht) einem Könige, der seine Knechte zur Mahlzeit einlud, aber er setzte ihnen keine Zeit (für den Beginn des Mahles) fest. Die Klugen unter ihnen schmückten sich und setzten sich an die Türe des Hauses des Königs. Sie sagten: Irgend etwas fehlt (noch) dem Hause des Königs. Die Törichten unter ihnen gingen an ihre Beschäftigung. Sie sagten: Gibt es etwa eine Mahlzeit ohne Mühe? (d. h. ohne mühevolle, Zeit kostende Vorbereitung). Plötzlich verlangte der König nach seinen Knechten. Die Klugen unter ihnen gingen hinein vor ihn so geschmückt, wie sie waren. Die Törichten aber gingen hinein vor ihn so schmutzig, wie sie waren. Da freute sich der König der Klugen, aber er zürnte den Törichten. Er sagte: Diese, die sich zur Mahlzeit geschmückt haben, mögen sich niedersetzen und essen und trinken; diese, die sich nicht zur Mahlzeit geschmückt haben, mögen stehen bleiben und zusehen.

Dies Gleichnis wird an andrer Stelle (Koh. r. zu 9, 8), genauer ausgemalt und mit einer weiteren Bibelstelle versehen,

als von Rabbi Jehuda (lebte um 170 n. Chr.) herstammend überliefert. Da es jedoch bereits von Rabbi Meïr, der um 130 n. Chr. lebte, zum Gegenstand einer Erörterung gemacht wird (vgl. W. Bacher, Agada der Tannaiten I[2] 1903, S. 36), außerdem die ausführlichere, in Einzelzügen ausgemalte Gestalt sicher später ist als die einfachere, kürzere Form, so ist sicher, daß das Gleichnis von Rabbi Jochanan ben Zakkai herrührt, also derselben Zeit angehört wie die neutestamentlichen Gleichnisse: um 70 n. Chr. Man kann schon an dieser Ueberlieferungsgeschichte und durch Vergleich der beiden überlieferten Formen des Gleichnisses mit einander — die spätere Form des Gleichnisses ist nach Zieglers Buch über die „Königsgleichnisse" in dem Kommentar von Lietzmann zum Neuen Testament bei Matth. 22 abgedruckt — viel lernen für die Beurteilung der Worte und Gleichnisse Jesu. Weinel hat kürzlich in seiner Schrift: Ist das „liberale" Jesusbild widerlegt? (S. 18) betont, daß die neutestamentliche Forschung die Gesetze der mündlichen Tradition herausarbeiten müsse. Dazu wird Weinel aus einer Literatur, die mündlicher Tradition ihren Ursprung verdankt, möglichst viele konkrete Beispiele nötig haben. Diese kann ihm in allererster Linie die rabbinische Literatur liefern. Die Ueberlieferungsgeschichte des Gleichnisses des Jochanan zeigt, daß mündliche Tradition bei Wahrung des Grundrisses, auch vieler Einzelheiten eines überlieferten Redestückes doch andererseits auch mancherlei Abweichungen aufweist, da sie natürlich dem freien Schaffen des Ueberliefernden einen viel größeren Spielraum gewährt als schriftlich Ueberliefertes. Von jeher hat mir das Studium der rabbinischen Literatur den Gedanken nahe gelegt, daß es fruchtbarer ist, mit Hilfe der reichhaltigen rabbinischen Stoffe den Prinzipien mündlicher Formung gedächtnismäßig angeeigneter Ueberlieferungen nachzugehen, um die sogenannte „synoptische" Frage zu lösen, als sich auf den erst in zweiter Linie in Betracht kommenden Standpunkt literarischer Abhängigkeit zu stellen.

Bei der Lektüre des Gleichnisses des Jochanan wird Jedem die Aehnlichkeit dieses Gleichnisses mit dem Gleichnis Jesu Matth. 22, das von dem Mann ohne hochzeitliches Kleid und von dem Hochzeitsmahl des Königssohnes handelt, aufgefallen sein; auch liegt der Vergleich mit Matth. 25, d. h. dem Gleichnis von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen, nahe. Und es erhebt sich nun die Frage: Ist Jochanan von Jesus abhängig? oder Jesus von Jochanan? oder sind Beide unabhängig von einander? Schlatter urteilt (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie 1899 Heft 4 S. 46) so: „Ist dieses Gleichnis unabhängig von denjenigen Jesu (törichte Jungfrauen und hochzeitliches Kleid)? Daß Jochanan die christliche Verkündigung kannte, läßt sich nur dann bezweifeln, wenn man das Zeugnis der Apostelgeschichte munter kassiert. Nach demselben wußte man in Jerusalem, was Petrus, Jakobus und Paulus wollten, und es ist somit leicht denkbar, daß die Gleichnisse des Evangeliums Jochanan bei seiner Mahnung zur steten Bereitschaft, zu Gott abgerufen zu werden, vorschwebten." Dies Urteil Schlatters halte ich nicht für richtig. Man bedenke Folgendes:

Jesus sagt: „Das Himmelreich gleicht einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, usw." oder: „Das Himmelreich gleicht einem Manne, der köstliche Perlen suchte, usw." Ebenso sagt Jochanan: „Die Sache gleicht einem Könige, der seine Knechte zur Mahlzeit einlud, usw." In dieser Art der Ausdrucksweise steckt eine Ungenauigkeit, die sich aus einer gewissen Nachlässigkeit und Bequemlichkeit erklärt; denn genauer müßte es doch heißen: „Das Himmelreich gleicht einer Perle, die ein Mann suchte und fand, usw." oder: „Die Sache gleicht dem Verhalten von Knechten, die von ihrem Herrn, dem Könige, zur Mahlzeit geladen sind, usw." Da nun diese Inkonzinnität der Ausdrucksweise eine in den jüdischen Gleichnissen sehr häufige Eigentümlichkeit ist, ist es unberechtigt zu behaupten, Jochanan habe, um sein Gleichnis so zu bilden, wie er es bildet, das Vorbild jener Gleichnisse Jesu nötig gehabt. Vielmehr äußert sich in dieser Uebereinstimmung sicher Jesu Abhängigkeit von dem Judentum seiner Zeit, Jesu jüdische Art sich auszudrücken. (Vgl. hierzu auch Lietzmanns Kommentar zu Matth. 13 und die dort genannte Literatur.)

Ferner: Die Metaphern König = Gott, Knechte = die Menschen, der Zustand nach dem Tode = Mahlzeit sind sowohl im Judentum der damaligen Zeit als bei Jesus geläufig, ohne daß jedoch diese Uebereinstimmung eine Abhängigkeit der Rabbinen von Jesus einschlösse, vielmehr sind das den Zeitgenossen Jesu und daher auch Jesu selber nahe liegende Bilder. Jochanan ben Zakkai war nicht so gedankenarm, daß er, um diese Gedanken zu haben, eine Anleihe bei den Gleichnissen Jesu von Matth. 22 und 25 nötig gehabt hätte. Auch hier wiederum scheint mir das Richtige zu sein, völlige Unabhängigkeit Beider von einander zu behaupten und in der Uebereinstimmung des Bildmaterials lediglich die natürliche Tatsache zu sehen, daß Menschen derselben Zeit, desselben Landes und Ortes naturgemäß ähnliche Ausdrucksformen anwenden.

Und nun beachte man die Künstlichkeit, die bei Schlatters Ansicht herauskommt: Jochanan soll sich an zwei Gleichnisse Jesu erinnert und diese Erinnerungen verschmolzen haben! Aus den klugen und törichten Jungfrauen soll er kluge und törichte Knechte gemacht haben und aus dem Hochzeitsmahl des Königssohnes eine einfache Mahlzeit, aus dem Mann ohne hochzeitliches Kleid eine Gruppe von Leuten, die schmutzig zur Mahlzeit des Königs kommen! Das sind doch viel zu komplizierte Prozesse. Viel natürlicher ist, daß sowohl Jesus als Jochanan, völlig unabhängig von einander, unter Benutzung geläufiger Metaphern hier einmal gelegentlich ähnliche Gleichnisse gebildet haben.

Daraus folgt natürlich gar nichts für die Ungeschichtlichkeit Jesu, im Gegenteil: es ist ja doch von vornherein wahrscheinlich, daß der geschichtliche Jesus in seiner Ausdrucks- und Denkweise sich in vieler Beziehung als palästinensischer Jude der damaligen Zeit erweist. Andererseits dürfte es klar sein, daß die Gleichnisse Matth. 22 und 25 trotz aller Aehnlichkeiten mit dem Gleichnis des Jochanan so viel Originales bieten, daß gar keine Rede davon sein kann, diese Gleichnisse Jesu seien lediglich ein Abklatsch von jüdischen Gleichnissen.

4

Nun einige Parallelen aus der rabbinischen Literatur zu einem Spruche der Bergpredigt.

Matth. 7, 1 lautet:

Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

Diese Worte kehren Luk. 6 fast wörtlich wieder, so daß meines Erachtens von literarkritischen Gesichtspunkten aus kein Grund ist zu bezweifeln, Jesus habe diese Worte gesprochen. Wie steht es nun mit der Frage der Originalität dieser Worte? Läßt sich an diesem Verse nachweisen, daß die „Bergpredigt ein bloßes Flickwerk aus der älteren jüdischen Literatur darstellt"? Daß die Bergpredigt ein „Flickwerk" ist, wird freilich von keinem Theologen heutzutage bestritten; nur ist der Ausdruck „Flickwerk" nicht die richtige Bezeichnung dafür, daß tatsächlich die Bergpredigt nicht so, wie sie dasteht, als zusammenhängende Rede gehalten worden ist, sondern eine Spruchsammlung darstellt, eine Mosaikarbeit, hergestellt aus Sprüchen Jesu, die zu ganz verschiedenen Zeiten von ihm hervorgebracht sind. Man vergleiche nur Matth. 5—7 einmal mit Lukas 6, so ist das deutlich.

Die Frage ist nun: Inwiefern tragen die Worte Matth. 7: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet" jüdischen, inwiefern tragen sie originalen Charakter? Können sie etwas für Drews These beweisen?

An jüdischen Parallelen seien folgende genannt:

In den „Sprüchen der Väter" (vgl. die Uebersetzung dieses Mischnatraktats in meinen „Ausgewählten Mischnatraktaten", erschienen bei J. C. B. Mohr in Tübingen) 2, 4 heißt es:

Hillel [starb um 10 n. Chr.!] sagt:
Richte deinen Nächsten nicht, bis du an seine Stelle [d. h. in dieselbe Lage wie er] gekommen bist.

Ferner heißt es daselbst 1, 6:

Jehoschu'a ben Perachja [um 130 vor Chr.!] sagt:
Richte alle Menschen nach der Wagschale des Verdienstes [d. h. nach der guten Seite] hin.

Hennell führt diese Stellen nicht an, wie überhaupt seine Parallelensammlung zur Bergpredigt sehr unvollständig ist.

Was lehren uns diese rabbinischen Parallelen?

Zunächst ist hervorzuheben, daß beide Stellen von Rabbinen stammen, die sicher vor Jesus gelebt haben, deren Aussprüche also Jesu vielleicht bekannt waren. Ferner beweisen diese Aussprüche, daß der Gedanke, das Richten über andere Menschen zum Thema eines Ausspruches, zum Gegenstand des Nachdenkens und der Erörterung zu machen, bei Jesus nicht original ist.

Ueberhaupt muß zuerst einmal Folgendes ausgesprochen werden: Daß Jesus derartige Aussprüche hinterlassen hat, wie sie in den Evangelien vorliegen, beweist allein schon seine jüdische Art. Es war Sitte bei den Rabbinen, es war in der Umgebung Jesu gewissermaßen Mode, modern, derartige kurze Aussprüche zu produzieren. Jesus redet nie wie ein Philosoph. Er redet allerdings auch „nicht wie die Schriftgelehrten", wenigstens nicht in jeder Beziehung, aber er redet doch so wie sie insofern, als er Sprüche hervorbringt, die ihre genausten Parallelen in einem solchen Mischnatraktat haben, wie es die „Sprüche der Väter" sind.

Vergleicht man nun das Wort Jesu vom Richten mit den beiden genannten rabbinischen Worten vom Richten, so liegt auch hier meines Erachtens kein Grund vor, Jesu Wort die Originalität abzusprechen und zu behaupten, die Bergpredigt sei ein Abklatsch jüdischer Weisheit der Tage Jesu.

Jesu Wort ist radikaler, schroffer, energischer als das jener Rabbinen. Er verbietet das Richten überhaupt, jene nur das Richten unter bestimmten Bedingungen; ja das Wort des Jehoschuʿa ist nicht negativ, sondern positiv. Das sind deutlich erkennbare Unterschiede zwischen dem Wort Jesu und dem jener Rabbinen. Außerdem redet Jesus von dem Rückschlag, den unser Richten bei denen findet, über die wir richten. Davon sagt weder Hillel noch Jehoschuʿa etwas. Rabbiner der Gegenwart lieben es, Jesus als Schüler Hillels hinzustellen. Das ist nicht richtig und kann mit dem vorliegenden Ausspruch Hillels nicht bewiesen werden, wie auch sonst nicht, trotz aller Aehnlichkeiten, die auch andere Aussprüche Hillels mit Worten Jesu verbinden. (Vgl. den Artikel „Hillel" in Schiele-Zscharnacks Lexikon „Die Religion in Vergangenheit und Gegenwart").

5

Schon diese wenigen Proben genügen, um zu beweisen, daß Drews weder mit seiner Berufung auf Hennell noch damit Recht hat, daß er die Existenz Jesu bestreiten zu können meint, weil den Worten Jesu die Originalität dem damaligen Judentum, insbesondere dem Rabbinismus gegenüber, abgehe. Die vorstehenden Ausführungen werden ferner gezeigt haben, daß es sehr zweckmäßig ist, den Streit mit Drews auf die Frage nach der Geschichtlichkeit der Worte Jesu, der Bergpredigt und der Gleichnisse, zu konzentrieren. Geschähe das, so würde meines Erachtens mit einem Schlage auch den Theologen, denen das noch nicht klar ist, eindrücklich, daß das Studium des Rabbinismus schlechterdings unentbehrlich ist, wenn nicht unsere Wissenschaft selbst an einem so wichtigen Punkte, wie es die Frage nach der Geschichtlichkeit und Originalität der Worte Jesu ist, hinter den Erfordernissen unserer Zeit zurückbleiben soll.

Fiebig

Die Geschichte der altchristlichen Kirche in Nordafrika

Das ungeheuer komplizierte Getriebe geschichtlichen Lebens zu erfassen, vermag der Historiker nur, indem er es in Teilen betrachtet. In der Wirklichkeit geht es nach dem Wort, daß

Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüberschießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Dem Betrachter aber ist nur in Einer Richtung zu sehen, nur fortlaufend zu schildern gegeben. Den offenbaren Nachteil dieser Nötigung suchen wir dadurch auszugleichen, daß wir verschiedene Teilungen des Stoffes neben und nach einander verwenden. Wir verfolgen einmal eine bestimmte Materie, z. B. das Dogma oder das Recht, durch einen längeren Zeitraum und mehrere typische Ausprägungen. Wir zeichnen ein ander Mal ein möglichst breites, möglichst alle Erscheinungen geschichtlichen Lebens umfassendes Bild, beschränken uns aber auf einen kurzen Zeitraum. Oder wir schreiben eine Monographie über eine Persönlichkeit und versuchen, in der Fülle von Beziehungen, die mit der Bedeutung der Persönlichkeit ja immer größer wird, das Stück geschichtlichen Lebens zu erfassen, von dem sie selbst getragen wird. Oder wir konzentrieren uns auf ein geographisch beschränktes Gebiet und versenken uns in die wechselnden Entwicklungen, deren Schauplatz es gewesen ist.

Für die Kirchengeschichte, speziell die des Altertums, werden in neuerer Zeit in Deutschland die beiden ersten Wege weit häufiger begangen als die beiden anderen. Vor den großen, systemartigen Darstellungen sachlich bestimmter Gegenstände, besonders der Dogmengeschichte, und den eindringenden Versuchen, zu einer scharfen chronologischen Scheidung geschichtlicher Perioden zu gelangen, ist sowohl die biographische als die lokalgeschichtliche Monographie sehr zurückgetreten. Vielleicht ist es im wesentlichen zutreffend zu meinen, daß dafür das eigene Interesse der lebenden Generation an persönlicher Auseinandersetzung mit der altkirchlichen Tradition und an der Frage nach den Bedingungen religionsgeschichtlicher Entwicklung bestimmend gewesen ist. In Rücksicht aber auf die möglichst lebenstreue, wissenschaftliche Erkenntnis geschichtlicher Zustände wird man einer Ergänzung der erwähnten Arbeiten, die ja sehr viel mehr geleistet haben als wissenschaftliche Erkenntnis, durch biographische und lokalgeschichtliche Forschung und Darstellung das Wort reden dürfen, wie sie auf anderen Gebieten der Historie mit schönsten Erfolgen geübt wird.

In aller gebotenen Kürze möchte ich hier eine Ueberblicht über das Material für ein so gefaßtes Thema bieten und die Fragen, zu denen es anregt, zu stellen versuchen. Es ist eines der reizvollsten und ein auf die Lage der Quellen gesehen besonders günstiges, die Kirchengeschichte von Afrika.

1

Mit dem Namen Afrika klingen für den modernen Menschen an die Reize des schwarzen Erdteils, dessen Erforschung, ja man kann geradezu sagen: Entdeckung die Aelteren unter uns staunend miterlebt haben, dessen kulturelle Erschließung zumal mit dem Problem der schwarzen Rasse die europäischen Staaten der Gegenwart vor die schwierigsten Aufgaben stellt. Die alte Welt beschränkt diesen Namen auf jenen nordwestlichen Teil des Kontinents, der inselartig — „Insel des Westens" nennen ihn bezeichnend die Araber — von den Meeren des Wassers und des Sandes umschlossen wird, vom Atlasgebirge als Rückgrat konstituiert ist, und geologisch und botanisch viel näher mit Südeuropa als mit dem äquatorialen Afrika zusammengehört. Es sind die eben jetzt wieder in den Vordergrund des politischen Interesses getretenen Gebiete, die in nicht mehr ferner Zukunft ein geschlossenes größeres Frankreich bilden werden, wie sie einst ein größeres Italien gewesen sind: Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, grob gesprochen mit den antiken Landschaften Mauretanien, Numidien, Proconsularis und Tripolis sich deckend. Sie sind auch vom nordöstlichen Afrika, Egypten und der Cyrenaika, scharf geschieden: zwischen ihnen und diesem läuft die Grenze der griechischen Sprache und Kultur im Altertum. Mehrere Versuche der cyrenäischen wie der sizilischen Griechen sie zu überschreiten scheiterten; Alexander der Große, der es ebenfalls plante und vielleicht Erfolg gehabt hätte, wurde durch den Tod daran verhindert.

Ueber die Ursprünge der eingeborenen Bevölkerung, deren zahlreiche Stämme seit den Arabern unter dem Namen Berbern zusammengefaßt werden, — die Griechen nannten sie Libyer, die Römer Afrer, Numider, Mauren, all diese Bezeichnungen sind erweiterte Stammesnamen — wissen wir wenig. Unsere Chauvinisten werden es gern hören, daß sie einmal in vorgeschichtlicher Zeit einen starken Zuschuß arischen Blutes erhalten zu haben scheint. Falls ihnen daran gelegen ist, ich weiß es

nicht, können sie also Augustin germanische Abkunft vindizieren. Kulturgeschichtlich bedeutsam ist nur, daß weder Egypter noch Griechen noch Iberer noch Indogermanen einen bemerkenswerten kulturellen Einfluß auf die Urbewohner geübt haben können. Sie behalten vor allem ihre Sprache, zu der ihnen vielleicht die Phönizier das Alphabet schenkten. Die eben genannten Seefahrer aus Palästina sind die ersten Kolonisatoren des Landes. Ihre Handelsniederlassungen, unter denen das etwa 814 gegründete Karthago durch die Vorzüge seiner Lage und seine Verdienste um die Abwehr griechischer Angriffe den Primat erlangte, ziehen sich an den Küsten hin. Ausschließlich am Seehandel interessiert und einer kurzsichtigen Krämerpolitik ergeben, haben sie das Landesinnere nie wirklich in Besitz genommen, sondern nur die Eingeborenen bald mit Kriegen bald mit Verträgen von ihren Städten zurückgehalten. Sie erpflegten sich so die natürlichen Bundesgenossen der äußeren Feinde, die ihnen in den Römern heranwuchsen.

Erst die Römer haben Afrika wirklich kolonisiert. Sie legten überall befestigte Städte römischen Rechtes an, die gut gehaltene und geschützte Straßen verbanden. Linien von Militärlagern und Kastellen wurden nach Süden immer weiter vorgeschoben und drängten die Berbern in die Wüste und die unzugänglichen Gebirgsschluchten zurück. Durch eine entsprechende Organisation des Großgrundbesitzes war die römische Herrschaft auch auf dem flachen Lande gesichert. So wurde Afrika zu der neben Kleinasien städtereichsten und dichtest bevölkerten Provinz. Das römische Karthago war nach Rom und Alexandrien die größte Stadt des Reiches.

Literarische Bildung war, wie z. B. die Erinnerungen Augustins beweisen, bis in die kleinsten Orte verbreitet. Als Rhetoren- und Advokatenschule hatte Afrika Weltruf. Ein großer Künstler der Sprache ist aus ihm nicht hervorgegangen. Dichter von wirklicher Qualität fehlen bei Christen und Heiden. Von der künstlerischen Seite abgesehen aber füllt Afrika die interessantesten Blätter der römischen Literaturgeschichte der Kaiserzeit. Von den Heiden ist Apuleius aus Madaura eine der allgemein bedeutendsten und für Afrika chrakteristischsten Figuren. Er hat als der Apollonius von Tyana des Okzidents auch unmittelbar religions- und kirchengeschichtliches Interesse. Unter den christlichen Schriftstellern sind die größten Sterne Afrikaner: Tertullian, Minucius Felix, Cyprian, Arnobius, Lactantius, Fulgentius und, um noch Andere zu übergehen, die Sonne an diesem Himmel, Augustin.

Die herrschende Sprache wurde rasch und blieb bis zum Einbruch des Islam das Latein, von den Römern bewußt privilegiert. Das Griechische, an der Küste natürlich überall verstanden und gesprochen — in Tripolis gab es auch Familien, die nur Griechisch, aber nicht Lateinisch konnten — war Privatsprache. Tertullian gab seine älteren griechischen Schriften nochmals in lateinischer Bearbeitung aus, Cyprian und Augustin konnten wenig oder gar nicht Griechisch. Volkssprache war auf dem Lande das Punische.

Was die Religion anlangt, so waren die phönizischen Kulte äußerlich sehr rasch verschwunden. Aber als Saturn — Saturninus ist ein in Afrika besonders häufiger Name — und Juno Caelestis erhalten sich Baal und Tanit und bleiben besonders volkstümlich. Die Numider erwiesen ihrem nationalen Fürstengeschlecht dankbar göttliche Ehren. Vielleicht trug das zur so raschen Einbürgerung des Kaiserkultes bei. Ob in den in Afrika besonders gepflegten Märtyrerkulten einige alte Lokalkulte weiterleben, ist noch nicht genügend untersucht.

Dies ist in kurzer Charakteristik die Heimat der lateinischen Kirche. Denn das ist Afrika geworden. An die Beweise aus der Literaturgeschichte wurde schon erinnert. In Afrika ist auch die lateinische Bibelübersetzung entstanden, und nachweislich 20 bis 30 Jahre früher als in Rom begann hier die lateinische christliche Schriftstellerei. Papst Viktor von Rom, der als Erster — er blieb in Rom vereinzelt — lateinisch geschrieben haben soll, war selbst Afrikaner. Sehr ansprechend und völlig zutreffend vergleicht Mommsen die Bedeutung Karthagos für die Latinisierung des Christentums mit der Alexandrias für die Gräzisierung des Judentums.

2

Von den Anfängen des Christentums in Afrika wissen wir nichts. Paulus ist nicht dorthin gekommen. Apostolischen Ursprung nehmen überhaupt nur ganz späte Legenden in Anspruch. Daß das Christentum von Egypten her über das dünnbevölkerte Tripolis seinen Weg genommen hat, ist ganz unwahrscheinlich. Gewiß ist es wie alle Güter zur See nach Karthago gekommen. Aber von wem geleitet? Von römischen Missionaren? Von christgläubigen Juden aus dem Orient? Darüber fehlt es an jeder brauchbaren Tradition. Die für das Eine wie das Andere angeführten Zeugnisse beweisen gar nichts, als daß man schon im Altertum nichts mehr darüber wußte. Um diese Lücke unseres Wissens nicht zu überschätzen, muß man sich daran erinnern, daß wir abgesehen von den Paulinischen Gründungen nirgends über die Anfänge der Gemeinden, nicht einmal in Rom, unterrichtet sind.

Die rasche Ausbreitung war durch das dichte Städtenetz, wohl auch durch die starke Garnison und den lebhaften Handelsverkehr sehr begünstigt. Zur Zeit Tertullians, also um 200, waren die Christen in allen bedeutenden Städten Afrikas bereits vertreten, die schon früher Apuleius in allgemein verständlichen Anspielungen verspotten konnte. Kleine numidische Orte hatten damals schon Märtyrer, und es gab Christen auch in Mauretanien. In Karthago findet man mehrere Friedhöfe. Um 220 konnten sich 70 Bischöfe zu einer Synode versammeln. Glieder jeder Volksschicht gehörten dem neuen Glauben in bedeutender Zahl an. Auch Heiden ließen sich den Skorpionenbiß von christlichen Exorcisten besprechen. Unter Cyprian, zwischen 250 und 260, haben wir auf mindestens 150 Gemeinden zu rechnen. Auf dem Lande und bei den Eingeborenen muß das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten noch wenig Verbreitung gefunden haben; das ist vor allem daraus zu schließen, daß das Punische gar nicht erwähnt wird. Es tritt erst im Donatismus hervor.

Pflanzboden des Christentums war wohl in Afrika wie meist das hier auch sehr verbreitete Judentum. Aber am Ende des zweiten Jahrhunderts ist augenscheinlich längst eine völlige Scheidung erfolgt. Daß das afrikanische Heidentum der neuen Religion mehr als anderswo entgegenkam, wie man gemeint hat, erscheint als ganz unbeweisbar.

3

Die heidnischen Verfolgungen, mit denen der Zunahme und vor allem den exklusiven Ansprüchen des Christentums entgegenzuwirken versucht wurde, bieten in Afrika kein von den sonstigen Eindrücken abweichendes Bild. Aufs Ganze gesehen tun sie dem verfolgten Glauben wenig Abbruch. Bis zu Decius, bis zum Jahre 250, standen die Christen unter der Trajanischen Verordnung: conquirendi non sunt, puniendi sunt — man soll sie nicht gerade verfolgen, aber wenn sie hervortreten, bestrafen. Das Vorgehen war also ganz den Polizeibeamten anheimgegeben, die je nach Eifer und Gutdünken verfuhren, vor allem aber ihrerseits der heidnischen Volksstimmung Rechnung trugen. Martyrien sind daher sehr vereinzelt, zumal man seitens der Behörden sehr bald gelernt hatte, daß ein Martyrium den Christen der größte Gefallen war. So haben wir auch in Afrika nur eine kleine Schar von Blutzeugen vor 250, die meisten aus der Zeit des Severus, der den Uebertritt zum Judentum und Christentum unter Strafe stellte. — Ueber die erste wirkliche Verfolgung, die des Decius, sind wir durch Briefe Cyprians, der sich ihr durch Flucht entzog, sehr genau unterrichtet. Die Martyrien sind auch in ihr nicht sehr zahlreich, ungeheuer groß aber ist der Abfall, den Entgegenkommen der Behörden sehr erleichterte. Zum Beispiel stellte man gegen Bestechung Opferzettel aus, ohne auf dem Vollzug des Opfers zu bestehen. (Solche Bescheinigungen hat uns der egyptische Sandboden aus der Zeit der Diocletianischen Verfolgung erhalten.) Nach ziemlich genau einem Jahr war der Sturm vorüber, und eine außerordentlich geschickte, freilich mit dem Opfer schwerer Spaltungen durchgesetzte Versöhnungspolitik der Kirche gegen die Gefallenen ersetzte bald den angerichteten Schaden. Wenn man liest, wie Cyprian bald nach der Verfolgung an den Heiden Demetrian schreibt, anscheinend einen

hochstehenden, populären und einflußreichen Privatmann, wie er da mit dem Zitat beginnt: „Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Säue werfen", und mit einer geradezu drohenden Aufforderung zur Bekehrung schließt, so hat man nicht den Eindruck, den Vertreter einer schwer gedemütigten und an den Rand ihrer Existenz gebrachten Gemeinschaft zu vernehmen.

Tiefer traf die Valerianische Verfolgung, der mit vielen Bischöfen im Jahre 258 Cyprian selbst zum Opfer fiel. Er ließ sich richten wie ein König. Sein Gedächtnistag war später ein Fest für ganz Karthago, von dem sich auch Andersgläubige nicht ausschlossen. Ein Wind, der um diese Zeit zu herrschen pflegt, wurde nach ihm genannt. Aber da diesmal die Laien relativ unangefochten blieben, so war auch dieser Schlag bald überwunden.

Die letzte und schwerste Verfolgung endlich, die Diocletianische, wurde wie im Abendland überhaupt, so auch in Afrika nicht entfernt so scharf durchgeführt wie im Orient. Zuerst sollten nur die Bücher und Kultgeräte ausgeliefert werden. Ein Bischof lieferte anstatt der heiligen Schriften häretische Werke aus; das war allgemein bekannt, aber die Behörden gingen ihm nicht nach. Die Bekenntnisfreudigkeit vieler Christen kam so wenig auf ihre Rechnung, daß die Keime zu neuen Spaltungen zwischen solchen und den zu vernünftiger Zurückhaltung mahnenden Gruppen der Gemeinden entstanden. Von der späteren Phase der Diocletianischen Christenpolitik, dem allgemeinen Opfergebot, wurde Afrika auch nicht allzu schwer betroffen, am meisten noch Numidien; und daran war vielleicht nicht so sehr die größere Strenge des dortigen Gouverneurs als die größere Martyriumsleidenschaft der dortigen Christen schuld. Die Rücksicht auf den christenfreundlichen Konstantin in Gallien veranlaßte den Kaiser Maxentius, der über Afrika gebot, schon 306 zur völligen Einstellung der Prozesse.

Ganz Afrika, Heiden und Christen, jubelte seinem Besieger Konstantin entgegen, und die numidische Hauptstadt Cirta nannte sich von nun an Constantina, wie sie noch heute heißt. Der Friedenskaiser fand in Afrika sogleich eine schwierige Aufgabe, deren Lösung ihm schließlich nicht gelang: die Wiederherstellung der durch den Donatismus gestörten Kircheneinheit. Doch ehe wir diese Erscheinung, die ein afrikanisches Spezifikum ist, betrachten, wollen wir zusehen, was sich über den Niedergang des Heidentums in Afrika feststellen läßt. Hans v Soden

---

Glaube und Heimat

Die Tragödie eines Volkes von Karl Schönherr

Aus Wien

Seit Jahr und Tag bewundern wir die Romane einer Katholikin aus Ober-Oesterreich, Enrika von Handel-Mazzetti, die ihre Stoffe aus der heimischen Religionsgeschichte wählte. Ihre Phantasie ist glühend und zart zugleich; ein hochgespannter Idealismus verbindet sich mit einem unerbittlichen Wirklichkeitssinne, der vor keiner Gräßlichkeit zurück bebt, so daß man zuweilen sich verwundert, daß eine weibliche Hand diese grausigen Bilder webt, obwohl ihre Sprache wie Tau auf Donauwiesen funkelt und wie der Strom im Wetter rauscht.

Vor Allem setzt die Dichterin durch Unparteilichkeit in Erstaunen. Wenn sie im „Meinrad Helmperger" mehr der Losung zu folgen scheint: „Lieber ein Atheist als ein Protestant," weil jener vielleicht eher zu bekehren sei, so zeichnen „Jesse und Maria" wie „Die arme Margaret" aus den beiden konfessionellen Lagern Gestalten von erstaunlicher Gewalt und Wahrscheinlichkeit. Man munkelte von „Los von Rom"-Novellen, wenn auch der aufmerksame Leser nicht zweifeln konnte, wo Schatz und Herz der Erzählerin ruht. Da war es überraschend und enttäuschend, daß sie kürzlich vor dem vatikanischen Stirnrunzeln in die Knie stürzte, in heller Angst, mit dem Kainszeichen des Modernismus gebrandmarkt zu werden. Die feinste Kunst, die innerlichste Frömmigkeit wird dem Moloch des Konfessionalismus in die glühenden Arme gelegt — freilich nicht bloß in der tridentinischen Kirche.

Solchen Kanossagang braucht man von Karl Schönherr nicht zu fürchten, der, ebenfalls ein katholischer Oesterreicher, mit größerer Neigung den Ketzern sich zuwendet. Er hat sich bereits mit den Schauspielen „Erde" und „Sonnwendtag" in den Sattel gesetzt; in dem neuen sprengt er noch über die Erfolge jener hinaus. Anders wie die beredte Epikerin ist er wortkarg; seine Wirkung liegt in wuchtiger Kürze und sinnbildlichem Handeln. Bei jener werden wir genau über Ort und Zeit unterrichtet; Schönherr läßt raten: „Spielt zur Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern"; der 82jährige seufzt: „Sechs Jahr bin alt gewesen, han die zwei Glaub'n schon raufen seh'n." Damals wurde sein Vater gefoltert und enthauptet. Als Kaisers Mandat wird ausgetrommelt: „Wer sich bekennt zum andern Glauben und schwört nit ab — muß wandern! Fehlgläubige Männer mit ihren Weibern sind auszutreiben; die guatgläubigen Weiber dürfen auf den Häusern bleiben." Unbestimmter noch ist die Gegend. Auch die Sprache legt sie nicht fest; denn die ist nur leicht dialektisch gefärbt, hält glücklich die Mitte zwischen Altertümlichkeit, die ein Glossarium nötig macht, und bequemer Alltäglichkeit. Man hat auf Tirol und Salzburg geraten; gewiß irrig, weil hier zu der vorauszusetzenden Zeit die Bedingungen nicht gegeben sind; Innerösterreich wird ins Auge zu fassen sein. Der Dichter will offenbar nicht sowohl Geschichte dramatisieren als Gedanken, den Kampf der Konfessionen, den Fanatismus der Glaubenstreue, die Kraft des „eigenen Sinnes", die Pflicht der Ueberzeugung, den Sieg im Unterliegen.

Die österreichische Protestantengeschichte kann noch viel dunklere Blätter aufschlagen; man denke nur an den österreichischen Bauernkrieg von 1626 in Felix Stieves Meisterwerk, an die Dragonaden und Konfiskationen in Böhmen selbst in Gindeleys Schilderung. Andererseits verliefen oft die Rekatholisierungen durch die berüchtigten Reformationskommissionen glimpflicher. Nach Dichterrecht hat Schönherr ein Mittleres gewählt, ein Symbol aufgestellt. Selbst die Verwertung der Lutherbibel ist halb symbolisch, insofern die scheinbare Schriftlektüre willkürlich zusammengesetzte, mit Eigenem vermischte Sprüche aufweist, was bibelfeste Leser eher stört und dem Brauch jener Bibelmärtyrer nicht entspricht.

Neben der Glaubenstreue tritt die Liebe zur Heimat fast als gleich starkes Motiv, vereinzelt als stärkeres, auf, heftiger als sich wohl geschichtlich nachweisen läßt; aber gerade dieser rein menschliche, überkonfessionelle Zug dürfte die Glaubenskämpen dem modernen Menschen näher bringen.

Das Dutzend Menschen ist fein gegliedert und individualisiert. Beherrschend im Mittelpunkte steht der Bauer Christoph Rott, ein heuchelnder Kryptoprotestant, der sich öffentlich als gut katholisch ausgibt, aber heimlich seine Lutherbibel aus dem Versteck unter der Diele herauszieht, zum Troste und Selbstgericht. Denn sie drängt zum Bekennen und zu der Selbstanklage: „Wir haben das rein Evangel (da drin in der Brust) für recht erkannt und traun uns nit heraus!" Er überwindet die heiße Anwandlung, die Schwurfinger zur Umkehr zu erheben, um daheim bleiben zu können: „Gegen mein Inwendig kann ich halt nit." Mit wildem Entschluß reißt er sich von der Scholle los. Aber noch ein schrecklicherer Kampf ist ihm aufbehalten. Sein einziges Kind, der „Spatz", sein „Zuchtstierl", ein Rottscher Steinschädel, springt lieber in den Mühlbach, als daß er sich greifen ließe, um als Waise zurück zu bleiben; er wird tot aus dem Wasser gezogen. Da stürzt sich der Vater wie ein wunder Tiger auf den Anführer der Seligmacher und überwältigt ihn. Doch ehe er ihm mit der Axt den Garaus macht, reißt ihn „Christi Gebot" zurück und er verzeiht zaudernd und zähneknirschend dem Todfeind. So haben sich die Adeligen Innerösterreichs von dem lutherischen Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht zur Rebellion hinreißen lassen, in der sie vielleicht siegreich geblieben wären, sondern verließen Besitz und Vaterland „mit einem Segensspruch auf den Lippen für ihren harten Herrn".

„Die Rottin" hat sich scheinbar scharf gemacht gegen die verfehmte lutherische Ketzerei; nicht einmal lutherische Hennen

will sie sich schenken lassen. Doch als es sich um Zerreißung der Familie handelt, hält sie zum Manne: „Er und i und der Spatz, wiar sain ein Dreispann, und der darf nit auseinander.“ Es kommt sie bitter an, sich von ihrem blanken Kupfergeschirr und den vollen Leinentruhen zu trennen. „Schwir ab,“ schreit sie dem Manne zu, und als er auf dem Offizier kniet, bricht der verhaltene Grimm furchtbar aus: „Reiß ihm das Herz aus und schlags ihm ums Maul, stich ihn ab wie ein Kalb!“ Allein der Zorn verraucht; sie zieht mit dem toten Liebling und dem Manne von dannen, zu dem sie nur staunend sagt: „Du bist völlig über ein' Menschen.“

Christophs greiser Vater, Alt-Rott, will der Heuchelei entsagen, sobald der Bader ihm sagt, daß die Wassersucht zum Herzen drängt. Dann will er sich offen zur Augsburgischen Konfession bekennen, in dem Wahn, trotzdem ein ehrlich Begräbnis zu finden, „wo die Rott daheim sein, Vater und Vatersvater, und weiter die Kette bis fünfhundert Jahr!“ „Die geschnitzten Korntruhen selbst stehen schon zweihundert Jahr auf dem gleichen Fleck.“ Doch als er gewahr wird, daß die Ketzer auf den Schinderanger kommen — wo noch heute Manche sie am liebsten betteten — da ruft ers hinaus: „Bin auch so ein evangelischer Christ!“ „Lad' mich auf an Karren, fort über die Grenz,“ „jetzt gehts mir nimmer g'schwind g'nueg.“ —

Sein einst ausgewiesener Bruder schleicht zerlumpt und verhungert zurück, hats in der Fremde nicht ausgehalten: „nur daheim sein“; aber er läßt sich nicht biegen: „Glauben ist Gottessach“!

Die „Sandpergerin“ wird aus der Bekennerin eine Blutzeugin, die Hände um die Bibel gekrallt; sie zieht den Mann nicht nach; der kann sich von der Scholle nicht lösen, so sehr er kämpft und die Hölle im Häusl hat, weil das Gewissen ihn plagt und die gemordete Märtyrerin ihn nächtens umtreibt. Bitter höhnt er den viel gerühmten „Bibeltrost“ und schwört ab, verzweifelt und doch jubelnd: „Bei mir daheim!“ Da brodelts aus Christoph Rott heraus: „Nachbar, Du bist der Allerstärkste!“ Ist das nur eine Fehlverästelung an der knorrigen Eiche? Erscheint hier plötzlich der moderne Dichter, verspottet den Hokuspokus der Glaubensnöte und Gewissensskrupel, reicht der Verleugnung die Palme und macht einen dicken Strich durch sein ganzes prächtiges Stück? Schwerlich! Er mag nur andeuten, wie selbst die Heldenseelen die Versuchung immer wieder umschleicht und daß der mit dem Kreuzeszeichen verlarvte Henker Wortführer zur Gottlosigkeit werden kann.

Den Unteregger will sein zänkisches Weib nicht begleiten; selbst der möchte lieber alle Tag zwei, drei Schüsseln an den Kopf haben, „wenn i nur was bei mir hab, dös mich in der wildfremden Fremd an daheim derinnert!“

Die — nicht immer wie hier so glatten — Gutsverkäufe macht sich der Engelbauer zu nutz, der „Häuserfraß“, der für jeden seiner acht Stammhalter einen Hof haben muß und mit Unruhe der Geburt des neunten entgegensieht, weil er ihn noch nicht behaust hat.

Der böse Dämon der Lutherischen ist der wilde Reiter, „der dampft von Blut und Schweiß“ und die Verfolgungswut im Namen der Gottesmutter in sich verkörpert. Es heißt von ihm, er sei ein Mönch adliger Abkunft; so stellt er den die Ketzerbauern quälenden dreiköpfigen Cerberus der Gegenreformation dar, wenigstens so weit der Adel konvertierte oder von Fremdbürtigen verdrängt wurde. Auch er ist nicht als Teufel gemalt. Es kommen Augenblicke, wo ihm vor seinem gräulichen Handwerk und den Fluchen der Gemarterten graut; er freut sich der kecken, blühenden Jugend, ja, gebrochen durch die übermenschliche Christengroßmut des Ketzers zerbricht er sein blutrünstiges Schwert; eine nicht nur psychologisch mögliche, sondern historisch echte Gestalt. War nicht der blutige Alba ein zärtlicher Gatte und Vater? Soll er nicht über Egmonts und Hoorns Hinrichtung geweint haben? Hat nicht Ferdinand II. die von ihm Gepeinigten seiner treuen Liebe versichert und ihr Seelenheil mit seinem Tode erkaufen wollen? —

Für eine sauersüße Abwechslung sorgt außer den Nebenrollen von Bader, Schuster und Schreiber ein verliebtes Vagabundenpaar, das von den Bauernjunkern mit Verachtung gestraft wird. Es vertritt zugleich die naive Konfessionslosigkeit:

> Lutherisch ledig;
> Wir gehn zu keiner Predig;
> Wir gehn zu kein Amt
> Und werden doch nit verdammt.

Sie kochen in dem Hexenkessel ihre Glückssuppe, sie verschaffen sich bei der Ketzerausweisung einen regelrechten Paß und träumen davon, ihrem erwarteten Sprößling ein warmes Nest zu bauen, während sie nur Zaunkönige sind.

Man fürchtete, die gegenüber erotischen Stücken überaus nachsichtige, gegen konfessionelle scharfe Zensur werde die Aufführung vereiteln. Sie war dafür zu klug, besonders da Schönherr in weitem Bogen allen unmittelbaren, greifbaren Anstößen aus dem Wege geht, nicht einmal einen Kleriker auf die Bretter bringt. So kam das Drama in die Feuerprobe und hat sie glänzend bestanden. Die Anzengruber-Bühne des Deutschen Volkstheaters in Wien hat die Bahn gebrochen; Schönherr wurde mehrere dutzendmal vor die Rampe gerufen. Dergleichen hört man sonst nur bei Operetten.

Alle Welt beobachtet, daß man jetzt wieder an der Donau versucht, die Sonne mit Kutten zu verhängen; man bekrittelt und beklagt die Handhabung der Parität, die Haltung der Regierung gegenüber Borromäusenzyklika und Antimodernisteneid. Man staunt, wie die Allmächtigen im Rathause mit der römischen Frage zündeten. Nun, so lange Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld“ als Verwahrung gegen den Zwangszölibat, seine „Kreuzelschreiber“ als aristophanische Satire auf die Wallfahrtsfrömmigkeit und nun Schönherrs Protest gegen Vergewaltigung der Ueberzeugung über unsere Bühnen gehen vor einer jubelnden Zuhörerschaft, welche alle antiklerikalen Stellen durch Klatschen und Lachen dreimal unterstreicht, wird man vor dem schwarzen Gespenst noch nicht bange zu sein brauchen.

Diesmal wird nicht eine Operette, sondern ein das Innerste aufwühlendes Trauerspiel seinen Siegeszug von Wien aus antreten. Möge es grimmige Feinde jeder rohen Bedrängung heiliger Ueberzeugung werben, von welcher Kirche oder Partei sie kommen, zugleich Freunde werben der österreichischen Diaspora und ihrer ergreifenden Geschichte!

Georg Loesche

Aus der Arbeit der Innern Mission

1

Wir müssen uns mehr mit der Innern Mission beschäftigen. Um ihrer selbst willen, denn sie ist eine überaus wichtige Betätigung christlichen Geistes auf dem Boden unsrer Volksgemeinschaft; um unsert willen, denn es tut uns allen außerordentlich wohl, einmal in das Gebiet der Taten geführt zu werden. Gedanken und Probleme sind gut; aber man wird sie auch einmal müde, zumal wenn man nicht weiter kommt. Dann ist es einem wie eine Sommerfrische, wenn man in ein Land kommt, wo etwas Sichtbares geschafft und etwas Greifbares erreicht und hingestellt wird. Und wir brauchen gar keine Sorge zu haben, daß man uns als Eindringlinge betrachtet. Gewiß wird ja von vielen, die in der Innern Mission, und auch von solchen, die draußen stehn, das ganze Werk als eine Domäne der positiven und pietistischen Kreise betrachtet. Aber dem ist amtlich jeder Grund entzogen durch das Wort, das der einstige Vorsitzende des Zentralausschusses Exzellenz Weiß im Juniheft der „Innern Mission für Deutschland“ über die vielbesprochenen Verhandlungen der Stuttgarter Tagung vom Herbst 1909 geschrieben hat. War da grade aus dem Kreis der Christlichen Welt heraus die Bitte ausgesprochen worden, unsern Freunden, zumal unsern jüngern Theologen, um ihrer freien Theologie willen, kein Hindernis in den Weg zu legen, wenn sie mitarbeiten wollen, so hat D. B. Weiß die freundliche Aufnahme jener Bitte auf dem Kongreß durch die Erklärung bestätigt, daß die Innere Mission keine Instanz habe, um der freien Theologie die Mitarbeit zu gewähren oder zu versagen; „wer der Ueberzeugung ist, daß unserm Volk nur durch

die Botschaft von dem Heil in Christo geholfen werden kann und dafür zu arbeiten entschlossen ist, der treibt Innere Mission. Zu untersuchen, ob seine Vorstellungen vom Heil in Christo genau dieselben sind, wie die unsrigen, von der übrigens nichts weniger wie feststeht, daß sie jeder von uns gleichlautend formulieren würde, dafür gibt es kein Urteil, und die Innere Mission bedarf keines."

Ist es nach dieser Erklärung unsre Pflicht, uns um die Innere Mission zu bekümmern, so soll im Folgenden ein Ueberblick über ihre Tätigkeit aus dem Jahre 1909 zu geben versucht werden. Es handelt sich dabei weniger um eine Aufzählung, als um einen Eindruck von ihrem Sinn und dem Geist ihrer Arbeit. Ich stütze mich hierbei für das Tatsächliche auf die beiden Zeitschriften „Die Innere Mission im evangelischen Deutschland", Organ des Zentralausschusses für die Innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche, Neue Folge der Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Haus; und auf die „Monatsschrift für Innere Mission mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohltätigkeit", herausgegeben von D. Theodor Schäfer, Direktor der Diakonissenanstalt in Altona. Beide Blätter unterscheiden sich etwa wie die beiden Richtungen in der Praktischen Theologie: die zweite ist vor allem historisch gehalten, bringt große Aufsätze mit wertvollen Darstellungen aus der Geschichte der Innern Mission, sowie große grundsätzliche Erörterungen. Die andre pflegt das Geschichtliche fast garnicht, das Grundsätzliche schon bedeutend mehr; ihren Hauptinhalt aber bilden Berichte über das, was geschieht, über Aufgaben, die angefaßt werden sollen und allerlei Probleme die erwogen werden. Wir wollen ganz kurz eine Uebersicht über die Fortführung der alten Arbeiten geben, um dann besonders die neuen Aufgaben und die Probleme zu besprechen.

2

Den besten Einblick in die Arbeit des Zentralausschusses und damit der Innern Mission überhaupt geben seine Sitzungsprotokolle, die fast monatlich seinen Freunden und Mitarbeitern zugehen. Da sich um ihres vertraulichen Wesens willen aus ihnen hier Nichts heranziehen läßt, so genüge die Bemerkung, daß man aus ihnen einen starken Eindruck bekommt von der Weite der ganzen Arbeit, die sich zumal in den eingehenden Berichten über eigne, angeschlossene und verwandte Arbeitsgebiete beweist. Wir wollen darum nur von der „Innern Mission" Arbeitsgebiete aus älterer Zeit nennen, die sich langsam oder schneller den heutigen Zeitverhältnissen anzupassen wissen. Hier sind vor allem solche Veranstaltungen zu erwähnen, die den Anfang der eigentlichen Arbeit der Innern Mission gebildet haben, z. B. die Arbeit der Rettungshäuser, der Gefängnisgesellschaften, der Erziehungsvereine, der Herbergen zur Heimat, der Jünglings- und Jungfrauenvereine — letztere gehen freilich einen viel ruhigeren Weg als erstere, über die noch genauer zu berichten sein wird. Dazu gehören noch der Schriftenvertrieb, die Seemannsmission, die Mäßigkeitsbewegung und Andres mehr. Man kann im einzelnen über diese Zweige der Arbeit nichts Andres sagen, als daß sie nach wie vor den Kern der Innern Missions-Arbeit bilden und ihr die Zuneigung eintragen, über die sie im Volke verfügt.

Wertvoller ist für uns ein Einblick in die Art, wie einzelne dieser Arbeiten eine kräftige Wendung nach den Verhältnissen der Gegenwart nehmen. Besonders ist das auf dem Gebiet der Jugendpflege der Fall. Durch die Sozialdemokratie und durch die Bestrebungen der Classen, Cl. Schultz usw. ist hier ein sehr reges Leben erwacht. Im Geist eines psychologisch gerichteten Wirklichkeitssinnes sucht man die Aufgabe anzufassen; auf Instruktionskursen geht man ihr im einzelnen nach. Es scheint auch, daß sich langsam die Kluft schließt, die durch das engherzige Verhalten des Nationalvorstandes gegen freier geleitete Jünglingsvereine aufgerissen war; Wursters Wort in Stuttgart, daß es sich mehr um einen Unterschied der Methode als um einen solchen des Ziels handelte, hat doch Früchte getragen. — Die Herbergen mit Wanderarbeitsstätten zu verbinden, wie es den preußischen Provinzen durch Gesetz freigestellt war, ist eine Aufgabe der Herbergsvereine geworden. — In Stuttgart wurde eingehend beraten, wie die Kolportage den Verhältnissen der Gegenwart angeglichen werden könne. — Die apologetische Arbeit in Vorträgen findet eingehende Behandlung, ebenso wie die Tätigkeit des Keplerbundes mit Aufmerksamkeit verfolgt wird.

Von neuern Aufgaben seien die Fürsorge für die Krüppel und für „Alkoholkranke" genannt. Besondern Eindruck hat mir der Bericht über das Kölner Kellnerheim und vor allem der über die Arbeit an gescheiterten Existenzen aus bessern Kreisen gemacht. Nicht weniger zeigt die seelsorgerliche Behandlung der Standessünden der Flußschiffer, wie man ins Einzelne hinein zu wirken versucht. Die Fürsorge für die Schwerhörigen, Hilfsvereine für die Blinden, Soldatenheime, die Uebernahme der Vormundschaft bei unehelichen und verwahrlosten Kinder sind ebenfalls neue Arbeitszweige. Machen diese Aufgaben selbst schon viele Arbeit und Opfer nötig, so ist eine andere Aufgabe, die sich oft der Kenntnis der weitern Kreise entzieht, die Heranbildung des Pflegepersonals, das all jenen Anstalten und Vereinigungen zu dienen hat. So ist eine neue Ausbildungsstätte für weibliche Kräfte von der Innern Mission in ihrer Frauenschule geschaffen worden, die Mädchen zu Leiterinnen von Krippen, Waisen-, Kinder- und Arbeiterinnenheimen, zu Polizeiassistentinnen, Pfarrgehilfinnen und Stadtmissionarinnen ausbilden will. Es wäre schön, wenn man in den Organen der Innern Mission auch einmal Etwas über die von unsern Freunden im Rheinland und in Hessen gegründeten Diakonievereine zu lesen bekäme, die doch ganz jenen von D. B. Weiß gestellten Bedingungen entsprechen.

3

Jede solche umfassende Arbeit bedarf gleichsam wie einer Vorhut der theoretischen Erörterung, die ihr die Wege weist und die Bahn bricht. So sind auch unsre Hefte von wertvollen allgemeinen Abhandlungen durchzogen, die nach allen Seiten hin untersuchen und sichern wollen. So wird z. B. die Art des Vandsburger Diakonissenhauses, dessen Schwestern die Seelenrettung im Sinne der strengsten Gemeinschaftsfrömmigkeit zu treiben haben, als unbiblisch und als unkirchlich abgewiesen. Oder es wird über eine Untersuchung berichtet, die die Theorie der Verwahrlosung und der Erziehung der Verwahrlosten zum Gegenstand hat; statt der beliebten Entscheidung: Strafe und Erziehung, soll es nur heißen: Strafe oder Erziehung; grundverkehrt sei die Rachsucht des Staates, der zuerst straft, um dann zu erziehen. Das Verhältnis der Innern Mission zur Gemeinde und Kirche wird immer wieder untersucht; das Verhältnis ist schon von Wichern dreifach aufgefaßt worden: die Innere Mission treibt Ersatzarbeit, die möglichst bald von der Kirchgemeinde zu übernehmen ist, Ergänzungsarbeit, die zu ihrer Unterstützung geschieht, und freie öffentliche Tätigkeit zur Beeinflussung des öffentlichen Lebens, in die die Kirche nicht eingreifen kann. Die feine Untersuchung über die Psychologie der heutigen männlichen Jugend ist mustergiltig.

Von einigen wertvollen Vorstößen zeugen größere Artikel und Verhandlungen. So wird man sich jetzt in den Kreisen der Innern Mission bewußt, daß man über der Stadt, zumal der Großstadt, das Land sehr vernachläßigt hat, daß ein guter Teil der Großstadtnöte am besten vom Land aus kuriert werden könne. Unter dem Schlagwort „Dorfmission" denkt man eifrig der Reform des ländlichen Wirtshauses, der Versorgung des Landes mit Lesestoff nach und sucht im ganzen eine Verständigung mit den Sohnreyschen Wohlfahrtsbestrebungen zu finden. Eine Studie über die Regelung der Prostitutionsfrage in Dänemark kommt zu dem Ergebnis, daß die dortige Lösung: Keine Reglementierung, keine Bordellierung, sondern Fluchtprinzip und Heilung auf öffentliche Kosten! — das erstrebenswerte Ziel auch für uns sei.

Sehr eindrucksvoll wird die Frage nach den Aufgaben behandelt, die der Innern Mission aus der Entwicklung der Industrie erwachsen. Sie hat volkspädagogisch der Zerstörung der höchsten sittlichen Werte durch diese Entwicklung entgegenzuwirken, indem sie, statt bloß auf dem Boden des Handwerks zu arbeiten, festen Anschluß an die industrielle Welt sucht, um ihr z. B. in der Heranbildung eines tüchtigen Arbeiterstammes auf dem Weg der Organisation ein Lebensbedürfnis zu be-

friedigen, das auch den einsichtigsten Fabrikanten ihren Bestrebungen immer geneigt machen wird.

Kommt die Schäfersche Monatsschrift leicht in einen gewissen akademischen Ton, wenn sie nach ihrer oben gekennzeichneten Art etwa über das Wesen der Wohltätigkeit oder der Evangelisation spricht, so bleibt die andere Zeitschrift davon frei und fesselt die Aufmerksamkeit, so oft sie die großen geistigen Bewegungen der Gegenwart verfolgt, mit deren Auswüchsen und schlimmen Folgen sie zu kämpfen hat. So ist es besonders die „neue Ethik“, in der ein ebenso trauriges Kennzeichen der geistigen Verfassung weiter Kreise, wie eine ernste Gefahr gesehen wird. So wird auch das Verhältnis von Christentum und Kunst beachtet und im Geist von Hans Thoma und Uhde bestimmt.

Wichtiger aber als solche Fragen sind uns die Einzelarbeiten. Mit ihnen mag man es halten, wie man will: entweder wende man dem ganzen Gebiet seine Aufmerksamkeit zu, oder man nehme sich irgend einen Zweig heraus, an dem einem Etwas liegt, und schenke gerade ihm seine Teilnahme. Das ist immer das Beste, nicht nur für einen solchen Zweig selbst, sondern auch gerade für uns; denn wir müssen Etwas haben, das wir lieben, um über uns selbst hinauszukommen und reicher zu werden.

Niebergall

Christliche Welt und Nordmarkenpolitik

Eine Stimme aus der Ostmark

Seit dem 12. September ist der „Christlichen Welt“ die „Grenzmarkenkorrespondenz“, die die Maßnahmen der preußischen Regierung in der Nordmark bekämpft, beigegeben worden, zwar nicht jeder Nummer, aber doch zu wiederholten (vier) Malen. Nimmt man dazu die Worte Professor Rades aus Nr. 49 der Christlichen Welt über die Grenzmarkenkorrespondenz: „Sie wird für einige Zeit, wie andern Zeitschriften, so auch der Christlichen Welt beiliegen“, so muß dadurch zum mindesten der Anschein erweckt werden, als sollte die Christliche Welt für politische Bestrebungen engagiert werden. Diese Tatsache ist im Kreise westpreußischer Freunde der Christlichen Welt und Abonnenten des Blattes auf manches stille Bedenken, ja auf ernsten Widerspruch gestoßen, der zunächst zu einer schriftlichen, dann mündlichen Erörterung mit Herrn Professor Rade im Kreise der „Freunde“ in Thorn geführt hat. Die Gesichtspunkte, die in diesen Erörterungen im wesentlichen von seiten westpreußischer Freunde geltend gemacht worden sind, sollen im Folgenden zur Darstellung gebracht werden. Man kann durchaus auf dem religiösen und theologisch-kirchlichen Standpunkte der Christlichen Welt stehen und doch in den Bestrebungen der Nordmarkenpolitik von Professor Rade abrücken.

Zwei Fragen müssen dabei freilich zunächst vorweg gestellt werden. Einmal handelt es sich um die Frage: Ist die zu behandelnde Tatsache von so einschneidender Wichtigkeit, daß sich eine eingehende Erörterung — zumal in den Spalten der Christlichen Welt — lohnt? Zweitens wird zu fragen sein: Haben gerade die westpreußischen Freunde ein Interesse und ein Recht ihre Stimme in der beregten Angelegenheit zu erheben?

Die Frage nach der Wichtigkeit der Sache könnte leicht verneint werden, wenn man in Erwägung zieht, daß es sich bei der Grenzmarkenkorrespondenz doch eben nur um eine Beilage handelt. Der Christlichen Welt liegt Manches bei; so hatte beispielsweise 1910 Nr. 49 außer der Grenzmarkenkorrespondenz Nr. 4 noch vier andere Beilagen, darunter Angebote von Zigarren und Kakao. Es wird keiner der Leser daran denken über die vier andern Beilagen sich besondere Kopfschmerzen zu machen; wen sie nicht interessieren, wer sie nicht gebrauchen kann, legt sie beiseite. Anders liegen nun aber die Dinge bei der Grenzmarkenkorrespondenz. Einmal ist die Grenzmarkenkorrespondenz eine Beilage, die keine geschäftlichen, sondern geistige Interessen vertritt. Eine bestimmte Weltanschauung und deren Anwendung auf politische Fragen steht dahinter. Damit aber wird die Christliche Welt durch ihre Beilage zur Verbreiterin oder wenigstens Beförderin bestimmter geistiger Werte gemacht. Es kann nicht ausbleiben, daß die politische Gesinnung der Grenzmarkenkorrespondenz auf das Hauptblatt, die Christliche Welt, selber zurückfällt. Das muß noch besonders wahrscheinlich werden, wenn man zweitens in Rücksicht zieht, daß Professor Rade sowohl für die Christliche Welt als für die Grenzmarkenkorrespondenz verantwortlich zeichnet, womit bekundet wird, daß die geistige Leitung — und damit scheint die Grundrichtung einer Zeitschrift ohne weiteres zusammenzuhängen — in derselben Hand liegt. Weiter war die Frage nach dem Interesse und Recht, mit dem gerade aus Westpreußen sich Stimmen erheben gegen Professor Rades Nordmarkenpolitik. Interesse und Recht liegen darin begründet, daß auch wir in einer Grenzmark wohnen, wo die Gegensätze von Deutsch und Nichtdeutsch auf einander stoßen. Es kann ruhig zugegeben werden, daß Manches in der Nordmark anders liegen mag als in der Ostmark, daß dort besonders der konfessionelle Gegensatz fehlt, der bei uns die Frage hauptsächlich zuspitzt. Es handelt sich schließlich dort wie hier um die Frage, wie das Deutsche Reich sich gegenüber seinen Fremdvölkern verhalten soll. Die Frage: Kann die Pflege einer nichtdeutschen Kultur in den Grenzmarken dem Deutschen Reiche gefährlich werden oder nicht? muß solche Pflege bekämpft oder gefördert werden? interessiert dort wie hier.

Damit aber bin ich bei der Erörterung der Frage selber angelangt. Zunächst soll den Bestrebungen der Grenzmarkenkorrespondenz ohne weiteres zugestanden werden, daß sie die antideutsche und antipreußische Stimmung in Nordschleswig nicht unterstützen und befördern, sondern gerade verringern **will**, dadurch daß sie den Willen der Dänen zur dänischen Kultur unterstützt. Vgl. dazu Rades Worte in Nr. 49 Sp. 1159 d. v. J.:

> Um ein „Eindeutschen“ der Dänen kann und soll es sich nicht handeln. Man lasse ihnen ihre Sonderkultur und begreife endlich, daß ein solches Element im Staate, recht verstanden und verarbeitet, uns nur bereichert. Das große deutsche Reich soll seine Fremdvölker vertragen lernen.

Ueber diese Sätze Professor Rades läßt sich nun allerdings streiten. Wollte man diese Gedanken auf unsere Ostmarkenpolitik übertragen, so würde das ausschließlich den Polen zu gute kommen, Förderung des Polentums bedeuten. Aber Rade will das nicht: er scheidet zwischen Nordmark und Ostmark. Deshalb sei gefragt: Schadet eine Beförderung dänischer Kultur wirklich nicht dem deutschen Vaterlande? Wir müssen aber weiter fragen: Schafft sie nicht Zustände, die vielleicht später einmal dem Deutschen Reiche gefährlich werden können? Jedenfalls sind uns keinerlei Garantien gegeben, daß die dänische Kultur nicht doch einst der Ausgangspunkt deutsch-feindlicher politischer Bestrebungen werden kann. Vom Standpunkte deutsch-nationaler Politik wird man unbedingt das „Eindeutschen“ unserer Fremdvölker fordern müssen, ohne daß man sich dabei der Erkenntnis zu verschließen braucht, daß dieses Eindeutschen nicht mit einem Male möglich ist, und daß alle Gewaltmittel dabei nach Möglichkeit zu vermeiden sind, — nach Möglichkeit, d. h. solange unsere Fremdvölker selbst uns nicht zwingen, schärfere Maßnahmen zu treffen. So steigen mir doch Bedenken auf gegen die Forderung Rades, die dänische Kultur in unserer Nordmark zu pflegen. Daß Einzelfehler, vielleicht sogar schwere Einzelfehler in der Handhabung der bisherigen Nordmarkenpolitik vorgekommen sein mögen, wird man ruhig zugeben können, ohne trotzdem den prinzipiellen Widerspruch gegen Rades Nordmarkenpolitik aufzugeben.

Selbstverständlich werden manche Einzelfragen in der Nordmarkenpolitik dem Ostmärker unverständlich oder schwer verständlich bleiben, eine Schwierigkeit, der man mir freilich auch in Marburg zu unterliegen scheint. Deshalb würde das bereits geäußerte Bedenken allein mir nicht genügen, um in der Christlichen Welt das Wort zu nehmen. Die Hauptgründe, die uns in Westpreußen veranlaßt haben unsere Stimme zu erheben, sind nicht so sehr politischer als vielmehr religiöser und praktischer Art.

In dem religiösen Ausgangspunkte unseres Widerspruchs glauben wir mit Professor Rade einig zu sein, der auch nicht aus rein politischen, sondern aus religiösen Motiven zur Nord-

markenpolitik gedrängt zu sein scheint. Rade will eine Politik, die christlich-sittlich ist; diese Eigenschaft scheint er an der gegenwärtigen Nordmarkenpolitik zu vermissen. Ist Rade aus seiner christlichen Weltanschauung heraus zur Nordmarkenpolitik gedrängt worden, so wird eine kurze Andeutung über den Zusammenhang von christlicher Weltanschauung und Politik nicht zu umgehen sein. Troeltsch hat in seiner Schrift „Politische Ethik und Christentum" gezeigt, daß es drei Prinzipien politischer Ethik gibt: den Gedanken der Menschenrechte in der Demokratie, die Vaterlandsliebe als die Hingabe des Einzelnen an die Ehre des Ganzen im Nationalismus, die Betonung der Autorität im Konservatismus. Aus einer gesunden Vereinigung dieser drei großen Prinzipien einer politischen Ethik scheinen sich mir die Richtlinien für eine christlich-sittliche Politik zu ergeben. Es will mir nun den Eindruck machen, als ob Rade den Gedanken der Menschenrechte in einseitiger Weise betone und dem gegenüber die beiden andern Prinzipien (Nation und Autorität) zu stark zurückdränge. Ich muß Rade — allerdings im Widerspruch mit manchem Ostmärker — zugestehen, daß auch in der politischen Ethik der Gedanke der Menschenrechte an erster Stelle zu stehen hat: wir müssen über den Bismarckschen Gedanken, daß Wesen und Prinzip des Staates ausschließlich die Macht ist, einen Gedanken, der zur Gründung und Sicherstellung des Reiches unbedingt notwendig war, hinauskommen. Aber es ist eben aus dem letzten Gedanken heraus doch zu fragen, ob nicht in den Grenzmarken der Gedanke der Menschenrechte vor den beiden andern Prinzipien zurücktreten müsse. Hüten wir uns vor einseitiger und starrer Geltendmachung der Prinzipien! In den Grenzmarken ist Kriegszustand, der fordert besondere Maßnahmen. In den Grenzmarken stehen Nation und Autorität auf dem Spiele. Sichern wir erst diese! Dann soll dem Gedanken der Menschenrechte Genüge geschehen.

So sehr wir uns mit Rade einig wissen in dem Gedanken, daß man als Christ eine christliche Beeinflussung der Politik, kurz eine christlich-sittliche Politik erstreben muß, so scheint mir doch der Weg, auf dem Rade dies Ziel erstrebt, bedenklich. Dadurch daß Rade eine religiös-theologische Zeitschrift wie die Christliche Welt in der besprochenen Weise für die Nordmarkenpolitik engagiert, scheint er mir die Religion ins Parteitreiben hineinzuziehen. Das aber schadet der Religion. Die Religion ist ein Reich reiner Innerlichkeit, in das man sich flüchten will, wenn man in der Unrast des Parteitreibens müde geworden ist. Greift man zur Christlichen Welt, so will man eine reinere Luft atmen als in den politischen Tageszeitungen. Wer die Religion ins Parteitreiben hineinzieht, wird auch ihrer wahren Aufgabe nicht gerecht. Die Religion will neue Menschen schaffen, sie ist etwas Innerlich-Persönliches. Freilich hat die Religion auch ein kosmisches Ziel: einen neuen Himmel und eine neue Erde. Aber dies Ziel rückt nur näher auf dem Wege persönlicher innerlicher Erneuerung und Vollendung durch Buße und Glauben. Hier allein muß der Hebel angesetzt werden. Die Religion kann die Politik nur mittelbar beeinflussen dadurch, daß sie Menschen bekehrt, in ihnen ein neues, persönliches Leben weckt. Bekehrte Christen werden auch christliche Politik treiben. Tritt die Religion aber selbst als Kämpferin auf den Schauplatz des Parteitreibens, so kann es nicht ausbleiben, daß sie nicht mehr allen Menschen dient, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, den Deutschen ein Deutscher, den Dänen ein Däne wird, sondern daß sie sich auf die Seite einer bestimmten Partei stellt oder doch im Verlaufe des Kampfes auf die eine oder die andere Seite gedrängt wird.

Das aber führt mich zu dem letzten Punkt, zu den Gründen praktischer Art, von denen noch zu reden ist. Die Geltendmachung dieses letzten Grundes beruht auf persönlichen Erfahrungen. Es hat uns leid getan, bitter leid, daß uns in persönlichen Gesprächen die Christliche Welt wegen ihrer Stellung zur Nordmarkenpolitik angegriffen wurde. Es fiel wie ein Schatten auf die ganze religiös-theologische Linie, die durch den Namen „Christliche Welt" charakterisiert ist. Sollen wir, die wir hier für die Christliche Welt ehrlich eintreten, die Vorwürfe wegen der Nordmarkenpolitik tragen, wegen einer Politik, die wir alle, soweit ich sehe, in Westpreußen ausnahmslos ablehnen? Oder sollen wir die Christliche Welt abbestellen und aus der Vereinigung austreten? Das hieße die Hauptsache — denn das ist doch die religiös-theologische Seite — wegen einer Nebensache verlassen. Das wollen wir nicht, darum haben wir geredet: Religiös, theologisch, kirchlich stehen wir in Westpreußen freudig zu Professor Rade, aber in der Politik rücken wir von ihm ab.

Die vorstehenden Ausführungen enthalten meine persönlichen Ansichten, hinter denen allerdings in allen Hauptpunkten die westpreußischen Freunde stehen, von einigen wird der politische Grund allerdings noch viel stärker unterstrichen. Es lag mir persönlich aber besonders an der religiösen Seite der Sache: Man gebe uns die Christliche Welt wieder als ein rein religiöses Blatt, als ein „evangelisches Gemeindeblatt", zu dem man greift, wenn man nach den Kämpfen des Tages die Stille der religiösen Betrachtung sucht. So ist es mein Wunsch und meine Bitte, hinter der viele Freunde und Abonnenten stehen, daß die Grenzmarkenkorrespondenz der Christlichen Welt nicht mehr beigelegt werden möge. Einstweilen weht in der Christlichen Welt ein scharfer politischer Wind; möchte es wieder stille werden! „Nur an einer stillen Stelle legt Gott seinen Anker an."

Thorn — Kurt Kesseler

Zur Verantwortung

Die vorstehende Zuschrift gibt mir willkommene Gelegenheit, Einiges zu sagen, womit ich unsre Leser sonst nicht behelligt haben würde.

1. Von Beilagen

Es gibt im Zeitungsverkehr zweierlei Beilagen.

Solche, die organisch mit einer Zeitschrift verbunden sind. Klassisches Beispiel: die Literarische Beilage der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung. Oder ein Beispiel aus der kirchlichen Publizistik der Gegenwart: Das Protestantenblatt führt laut Titel programmgemäß mit sich „eine wöchentliche Beilage: Zur Kirchlichen Zeitgeschichte; zwei monatliche Beilagen: Blätter für Jugendarbeit und Missionsblatt."

Und solche, die nur vermöge eines vorübergehenden Geschäftsvertrags einmal oder öfter (zuweilen auch regelmäßig) einer Zeitschrift beigelegt werden und die vom Publikum genau zu taxieren sind wie die Anzeigen des Anzeigenteils der Zeitschrift. Dieser Anzeigenteil ist vom redaktionellen durch den sogenannten Redaktionsstrich getrennt. Das will sagen: die Redaktion kümmert sich als solche nicht um den Anzeigenteil, übernimmt keine Verantwortung dafür. Inserate und Beilagen sind Sache des Verlags. Der Verlag wird sich bei ihrer Annahme einerseits von Rücksichten auf das Publikum leiten lassen (was diesem wohl angenehm sein möge auf diesem Wege zu erfahren?), anderseits von dem Wunsche, durch diese bezahlten Beiträge seine Einkünfte zu vermehren. Auch daran hat der Abonnent ein Interesse, denn eine beträchtliche Zugabe von Inseraten und Beilagen ermöglicht eine niedrigere Haltegebühr. Aber nicht jedes Inserat und jede Beilage eignen sich für ein Blatt. Die Grundsätze für Ablehnung werden je nach Charakter des Blattes, seines Leserkreises und seiner Unternehmer verschieden sein.

Die Christliche Welt hat ausgeschlossen, was „wider die guten Sitten" verstößt, im übrigen immer eine große Weitherzigkeit walten lassen. Sie hat wie über, so unter dem Redaktionsstrich schlechterdings damit gerechnet, daß ihr Publikum aus mündigen Leuten besteht. In dieser Erwägung durfte sie den Protest eines angesehenen Staatsmediziners gegen Anzeigen aus dem Bereich der Naturheilkunde ignorieren. Sie hat ohne jegliches Bedenken durch Anzeigen und Beilagen für ultramontane oder atheistische Schriften Reklame machen lassen. Und sie wird auch künftig die Reaktion auf alle diese Bekanntmachungen ihrem Publikum ruhig überlassen.

Die „Grenzmarken-Korrespondenz" gehört zu den Beilagen, die mit der Christlichen Welt nicht organisch verbunden sind. Sie wird — auch vom Postfiskus — jederzeit genau so behandelt, wie eine beliebige, mit dem Inhalt der Christlichen Welt völlig zusammenhanglose, sonstige Beilage. An diesem ihrem Charakter ändert eine periodische Wiederkehr nichts. Das Blatt kann

mitten im Quartal beigefügt werden, kann mitten im Quartal wegbleiben: alles dies steht ganz in der Willkür des Verlags. Der Abonnent aber kann sich gegen eine unwillkommene Mitgift dieser Art nur wehren, indem er sie ungelesen bei Seite legt, die Christliche Welt abbestellt.

2. Vom Engagement der Freunde

Die Beilegung der Grenzmarken-Korrespondenz hatte den Sinn, daß die Leser und Freunde der Christlichen Welt für die in der G. K. vertretene Sache nicht engagiert sein sollen.

Anno 1909 erschienen in der Christlichen Welt Tiedjes Artikel über die Zustände in Nordschleswig. Wie die Christliche Welt dazu kam, liegt in demselben Jahrgang offen vor Aller Augen. Vgl. Nr. 7 Sp. 159. Es war unvermeidlich, daß diese Episode im Jahrgang 1910 noch nachwirkte. Aber die Redaktion übte eine leicht in Ziffern nachzuweisende Zurückhaltung. Außer einer Literaturbesprechung in Nr. 3 und rein kirchlichen Erörterungen in Nr. 17 (Tonnesen) und 36/39 (Goes-Kaftan) hat die Nordmark-Politik in dem ganzen Jahrgang nur 7 1/2 Spalten in Anspruch genommen: schreibe sieben Spalten und eine halbe, jede kleingedruckte Mitteilung eingeschlossen, von 1238!

Hätte ich die Freunde der Christlichen Welt als solche für irgend eine Politik „engagieren“ wollen, so hätte ich anders gehandelt. Sie haben sich auch, soweit ich sehen kann, im allgemeinen nicht „engagiert“ gefühlt. Aber ich begreife wohl, daß in Leuten, die weder unser Blatt noch unsre Freundeskreise kennen, der Schein entstand und entsprechende Rede geführt wurde. Ich begreife auch vollkommen, daß sich Freunde von solchem Schein und solcher Rede geniert fühlten. Zumal an der Peripherie, wo kein persönlicher Anteil an unsern Hauptzusammenkünften usw. in die richtige Deutung unsers Handelns hinein- und über die Unannehmlichkeiten gegnerischer Schlüsse hinweghilft.

Mit dieser Situation habe ich alles Mitgefühl. Aber ich kann nur sagen, daß ich keinen anderen Ausweg daraus weiß, als daß man ruhig und geduldig immer wieder der Wahrheit gemäß erklärt: Weder die Christliche Welt noch der nach ihr genannte Freundeskreis sind durch die Nordmark-Artikel der Christlichen Welt oder gar durch die Grenzmarken-Korrespondenz engagiert. Sondern es handelt sich in diesem Falle einzig um eine persönliche Tat oder Untat des Herausgebers, der damit von der Bewegungsfreiheit Gebrauch macht, die wir trotz allem Zusammenhalt grundsätzlich unter uns pflegen.

Diesen Ausweg schlage ich nicht nur vor, sondern er ist auch, soweit ich sehe, überall von denen beschritten worden, die als treue Freunde der Christlichen Welt sich von den Ansichten und Absichten des Herausgebers in diesem Falle durchaus geschieden wußten.

3. Von der beiderseitigen Kompetenz

Daß gerade an unserer Ostgrenze die Schwierigkeit leidenschaftlicher empfunden worden ist, verstehe ich ganz gut. Immerhin stelle ich die Tatsache fest, daß die Verbindung von Nordmark- und Ostmarken-Politik nicht durch mich oder durch die Grenzmarken-Korrespondenz hergestellt worden ist, sondern durch die Thorner Freunde. Ich enthalte mich auch jetzt jeder Erklärung darüber. Genug, der Unterschiede sind so viele, wie der Berührungen.*) Meine Kompetenz in der Nordmarkenfrage ruht aber ganz wesentlich darauf, daß die Mißstände dort oben am lebendigsten und tiefsten in evangelisch-kirchlichen Kreisen empfunden werden. In kirchlich-religiöser Beziehung liegt aber für unsere Ostmarken die Sache völlig anders als in Nordschleswig.

Ob Marburg oder Kiel, ist für die Beschäftigung mit Nordschleswig gleichgiltiger, als sich Jemand, der sich an diesen Gegenstand niemals herangewagt hat, irgend vorstellen kann. Im übrigen beruht meine persönliche Beteiligung an der hier geleisteten Arbeit doch ganz wesentlich nur darauf, daß ich für sie ein Herz habe. Kenntnis und Verständnis hole ich von dort, wo sie zu holen sind.

*) Vgl. Preußische Jahrbücher, Januarheft, S. 175 unten.

4. Von der Religion

Und nun kommt meine Hauptdifferenz von dem verehrten Vorredner. Religion ist ihm ein Reich reiner Innerlichkeit, in das man sich flüchten will, wenn . . . . Ich könnte da weit entgegenkommen, wären nur die Konsequenzen nicht! „Greift man zur Christlichen Welt, so will man eine reinere Luft atmen als in den politischen Parteizeitungen.“

Nun, zunächst muß ich einen großen Unterschied machen zwischen der „Religion“ und der „Christlichen Welt“. Was an reinem Wollen in diese gelegt sein mag, „reine Religion“ ist sie nicht und will sie nicht sein. Das hat auch bisher Niemand von ihr verlangt. Alle die Kämpfe, die wir in sozialen oder kirchlichen Dingen seit Bestehen des Blattes geführt haben, schlossen immer, das wissen wir wohl, ihr Stück Welt in sich. Niemals hat uns als Ziel vorgeschwebt, in der Christlichen Welt ein Blatt zu schaffen, in dem man „nach den Kämpfen des Tages die Stille der religiösen Betrachtung sucht“. Wenn wir z. B. wiederholt die Greuel der Kongopolitik vor den Lesern ausgebreitet haben, so wollten wir sie beunruhigen und aufreizen gegen ein System der Menschenausbeutung, das wir für unmenschlich halten und das von den christlichen Nationen zu Unrecht geduldet wird. Dem gegenüber ist Stille und Erbauung — Sünde! Wenn eine Geschichte der Christlichen Welt geschrieben werden wird, dann kann ich ihr nicht wünschen, daß sie an dem Maßstab reiner Innerlichkeit gemessen wird, obwohl ich hoffe, diese hat in der Christlichen Welt auch ihre Stätte gefunden.

Aber Religion ist mir überhaupt von dem verehrten Vorredner viel zu eng gefaßt. Sammlung in Gott ist sie, als dem Zentrum aller Dinge — gewiß um Ruhe zu finden für unsre Seele, aber wiederum zur Tat hervorzubrechen in Kraft. Beschreibe du die Religion als die reine Ruhe und Innerlichkeit, ich will sie mit gleichem Recht beschreiben als reine Unruhe und Aeußerung.

Nur scheinbar sind wir Gott näher in der Stille. Er muß mit darin sein in jeder unsrer Handlungen. Freilich ist es Menschen unmöglich, in ihrem Handeln ihre ganze Gesinnung, ihre ganze Herzensreinheit auszudrücken. Alle Aktion ist einseitig. Und darum wird gerade dem frommen Menschen oft das Handeln so schwer. Aber um so frömmer ist er, indem er handelt. Alles Handeln ist ein religiöses Risiko. Sollen wir darum nicht handeln? Erst recht sollen wir.

5. Von Politik

Ich habe in dieser Sache auf meine Faust, auf meine Verantwortung gehandelt. Ich habe die Freunde nicht engagiert, ich habe sie nur aufmerksam machen wollen. Ich meine, sie haben geradezu ein Interesse daran zu wissen, was ich etwa als Staatsbürger treibe, und dieses Interesse wird denen, die es haben, durch die Beilage der G. K. befriedigt. Aber ich gebe zu, indem der Herausgeber der Grenzmarken-Korrespondenz zugleich der Herausgeber der Christlichen Welt ist, sind die Freunde der Christlichen Welt doch einigermaßen engagiert. Hierin, nicht in der Beilage, ruht der Anstoß. Und es gehört zum Auseinanderhalten meiner Person von unserm Kreise und wiederum der beiden Funktionen, in denen ich auftrete, ein Abstraktionsvermögen, das ich nicht allen unsern Freunden, geschweige Gegnern zumuten darf.

Die Schwierigkeit könnte uns aber doch allen zum Segen werden, wenn wir, wie wir gewohnt sind, das Problem als Problem ins Auge fassen. Ich will von unsern Lesern und Freunden keine bestimmte Politik. Ich will keine Verquickung von Religion und Politik. Aber ich wollte, ich könnte sie überzeugen, daß sie aus Religion lebendigeren Anteil nehmen müssen am Staatsleben. Wo und wie sie das tun, gilt mir gleich. Aber eine leidenschaftliche Liebe sollen sie haben zu ihrem Volk, und opferfreudigen Dienst sollen sie tun für ihren Staat.

Mein verehrter Vorredner verkennt mich ganz, wenn er annimmt, mein politisches Interesse sei ausgegangen und beherrscht von der Idee der Menschenrechte. Ich wurzle völlig in nationalem Empfinden. Nur daß mir für mein deutsches Volk und mein deutsches Reich das, was sich heute als

Nationalismus breit macht, viel zu gering ist. Was da heute versucht wird, dem heranwachsenden Geschlecht anzuerziehen, ist leer und unfruchtbar! Und ein Unrecht ist es an unsrer Nation, wenn man in bewußtem Nähren der Zufriedenheit mit dem Erreichten sie um die höheren Ziele betrügt, die die Geschichte vor ihr aufgerichtet hat. Darüber werden wir uns schon noch einmal verständigen; sagt man das so in der Kürze, dann ist das leider für Viele das reine „Zungenreden“.

Jede Zukunftsaufgabe wird zunächst nur von einer Minderheit geschaut. Vortrefflich, wenn zu dieser Minderheit unsere Führenden und Regierenden gehören. Ist dies in irgend einer wichtigen Angelegenheit nicht der Fall, so leidet darunter die „Autorität“. Das ist zu beklagen. Aber es hebt das oberste Gebot nicht auf, daß ein Jeder seine Schuldigkeit tue. Und wenn immer unsrer Nation die Augen aufgehen werden für die Aufgaben, die es in den künftigen Zeiten zu lösen hat, dann werden freilich „die Menschenrechte“ nicht zu kurz kommen. R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Die Buchausgabe von Schönherrs Tragödie „Glaube und Heimat“ ist bei L. Staackmann in Leipzig erschienen und kostet 2, gebunden 3 Mk. Die Uraufführung des Stücks fand am 17. Dezember in Wien statt, gleichzeitig in Prag. In Deutschland ging München voran. Aus Wien schrieb der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung (Ganz): „Die Tragödie ist kein Ausstattungsstück, sondern ein Seelendrama. Die Wirkung war denn auch ungeheuer. Wir erinnern uns nicht, in Wien einen Theaterabend erlebt zu haben, wie diesen. Schon nach dem ersten Akte wollte der Beifall nicht enden, aber man konnte noch glauben, er gelte ebenso den Schauspielern wie dem Werke und dem Autor. Nach dem zweiten Akte wiederholte sich der starke Beifall, nach dem dritten Akte aber steigerte er sich zu geradezu frenetischem Jubel, und Schönherr wurde, wie einige Leute nachgezählt haben, 38mal vor die Rampe gerufen, bis er schließlich einige Worte des Dankes stammelte und mit Gebärden um Gnade für die Vorhangzieher bat. Das Publikum der Logen und des Parketts verließ seine Sitze nicht, noch viel weniger das der Galerien. . .“ Und dieselbe Zeitung urteilte nach der ersten Aufführung in Frankfurt a. M.: „Es ist das Wunder reinster Kunst, wie ohne alles poetisierende Beiwerk, ohne rhetorische Tendenzstützen diese firnenklare Symbolik hier aus der bäuerlichen Schlichtheit der Handlung himmelhochragend emporwächst, und nur daraus wird das Wunder verständlich, daß hier ein Dichter spricht, der auch im simpelsten Menschendasein die tiefen Quellen der Ewigkeit rauschen hört, aus denen alles Lebende gespeist wird. Ueber den Strömen ewigen Geschehens baut dieser Mann Brücken aus Eisen, hart und fest, ohne Prunk, durchsichtig klar gegliedert, und der Blick kann ungehemmt von ihnen rings über die Wasser des Lebens schweifen. Ein Baumeister, der immer kargt und spart mit seinem Material; aber einer, der ehrlich und ehern wie heute kein zweiter baut.“ So werden sich auch unsre Leser in nächster Nummer noch ein Wort über Karl Schönherr gefallen lassen, von einem Literarhistoriker, nachdem heute der Kirchenhistoriker zu ihnen gesprochen hat. Daß ein Katholik und Tiroler uns dieses Stück schenkte, ist ein großer Triumph für den Protestantismus. Mag man auch vorsichtig der Dichtung jede eigentlich konfessionelle Tendenz absprechen: dies hohe Lied von dem Siege einer heiligen Ueberzeugung über die höchsten Gemütswerte sonst konnte so nur auf dem Boden des Protestantismus gesungen werden. Und wie schön, daß gerade Deutsch-Oesterreich uns immer wieder mit solchen kraftvollen Geisteswerken überrascht, denen wir Reichsdeutsche wenig an die Seite zu stellen haben; ich denke diesmal an die Handel-Mazzetti mit. Das muß uns an manchem harten Urteil irre machen, das wir angesichts krasser Schäden über Oesterreich zu fällen pflegen.

In denselben Tagen, da ich „Glaube und Heimat“ las, stieß ich auf die Nachricht von der Verurteilung des Adventisten Naumann zu 5 Jahren 6 Monaten Gefängnis wegen Gehorsamsverweigerung durch das Kriegsgericht. 1907 Soldat geworden, hat der Mann, auf Grund seiner religiösen Ueberzeugung, sich an jedem Sonnabend-Sabbath geweigert Dienst zu tun. Im Kriege, hat er versichert, werde er auch am Sonnabend Dienst tun, aber im Frieden das Gottesgebot der Sabbathruhe achten, und wenn er sein ganzes Leben im Gefängnis verbringen müsse. Wir können alle uns die Verlegenheit vorstellen, in der sich die Richter befunden haben. Aber nachdem nun durch alle Instanzen hindurch das Urteil fertig geworden ist, buchstabengetreu wie es sein mußte, sagt man sich doch auch, wie ungefüge und witzlos diese Staatsmaschine arbeitet, indem sie für einen solchen zum treuen Staatsbürger vor Millionen qualifizierten Menschen keinen Ausweg findet. Man versuchte vergeblich, ihn für verrückt zu erklären; leider lag „nur eine überwertige Idee vor, die aber nicht krankhaft zu nennen sei.“ Wenn irgend sonst, sollte hier königliche Gnade angerufen und gewährt werden. Es ist nicht zu befürchten, daß unsre Soldaten sich darum massenhaft zum Adventismus bekehren. —

Von allen Seiten schreiben uns unsere Gebildeten, daß das Wort „Vieles Gewaltige lebt“ nicht von Pindar, sondern von Sophokles sei. Vgl. v. Nr. Sp. 41. Nun, wir kennen unsre Antigone ganz genau, haben sie schon als Sekundaner mit aufgeführt, und nicht deutsch, wie das heute Mode ist, sondern griechisch. Und darum sind wir diesmal wirklich denen besonders dankbar, die den Irrtum in der Mongolei, den wir leider übersahen, — stillschweigend für sich verbessert haben. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 25. Januar 8 Uhr bei Kneist große Brüdergasse 2: Monismus und Mystik. Mensing.

Frankfurt a. M. Dienstag 7. Februar $8^1/_2$ Uhr im Kaufmännischen Vereinshause: Kann Luthers Glaube noch unser Glaube sein?

Görlitz. Donnerstag 2. Februar 8 Uhr im unteren Konfirmandensaale der Oberkirche: Der Gottesbegriff des israelitischen Prophetismus. Pastor Bornkamm.

Magdeburg. Mittwoch 25. Januar $^1/_4$4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Jesusverehrung und Christusglaube unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Probleme. Pfarrer Kaiser-Trebitz.

Nordhausen. Mittwoch 15. Februar 3 Uhr in der Hoffnung: Diesseits und Jenseits bei Jesus. Superintendent Gallwitz.

Stuttgart. Montag 23. Januar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Jesus in der Lehre der Kirche. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Thorn. Freitag 20 Januar $8^1/_2$ Uhr im Viktoria-Hotel Seglerstraße: Was ist und zu welchem Ende treibt man Mission? Oberlehrer Boie.

Wernigerode. Donnerstag 2. Februar 8 Uhr im Hotel Monopol: Zweck und Sinn unserer Zusammenkünfte. Prof. Dr. Schwartzkopff. — Zur kirchlichen Reform. Pfarrer Wirth.

Wernigerode a. Harz

Zwecks engeren Zusammenschlusses der Leser der „Christlichen Welt“ wird zu einer Zusammenkunft am Donnerstag den 2. Februar abends 8 Uhr im Hotel Monopol eingeladen.

Statt besonderer Anzeige

Heute morgen nahm Gott der Herr unsere Mutter

Karoline Otto

geb. ***Reupke***

in ihrem dreiundachzigsten Lebensjahre nach kurzem schweren Leiden durch einen sanften Tod zu sich.

Göttingen, *den 12. Januar 1911*

im Namen ihrer Kinder: ***Rudolf Otto,*** *Professor*

Heute wurden wir durch die glückliche Geburt eines gesunden

Mädchens

herzlich erfreut.

Hannover-List, 7. Januar 1911.

Oberlehrer **H. Schulter** und Frau **Elisabeth** geb. **Schürer**

Damenpension für Reisende bei deutschen Schwestern des evangelischen Diakonievereins **Genua** Spianata Castelletto 20 A int. 2. Da Portier nicht an der Bahn, genaue Adresse merken. Abholung auf Wunsch.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Gotha, Pensionat von A. und E. Müller, geprüften Schulvorsteherinnen

Eigene Villa mit großem Garten; sorgfältige Erziehung und Gesundheitspflege (Waldausflüge, kalilth. Turnen, Gartenarbeit), individuelle Behandlung, vortrefflicher Unterricht von akademisch gebildeten Lehrkräften; geprüfte Französin, Lehrerin und Engländerin im Hause. Preis 1400 Mk. Vorzügliche Referenzen. Näheres durch Prospekte.

Benzingers Lichtbilder

mit Text namhafter Autoren

Luthers Leben (Pastor D. **Buchwald**) — **Bilder aus der Reformationsgeschichte** (Kons.-Rat Hermens) — **Zeppelin** Dr. Eckener-Friedrichshafen) — **Entwicklung des Flugwesens** (Hptm. a. d. **Hildebrandt**) — **Luftschiffe und Flugmaschinen** (Reall. **Dambach**) — **Deutsche Kämpfe in Südwest** (Generalleutn. **v. Dincklage**) — **Bilder zur Alkoholfrage** (im Auftr. des W. Landesv. d. Ver. g. Mißbrauch g. G. hsg. v. Prof. **v. Grützner**) — **Mission in d. Kolonien** (Pastor D. **Paul**) — **Im alten Aegypten** (Dr. **Rösch**) — **Aus der Franzosenzeit 1806—15** (Reall. **Dambach**)

Th. Benzinger, Stuttgart, Augustenstr. 15

Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

Gelegentlich der Provinzial-Missionskonferenz findet Montag den 20. Februar 2½ Uhr in Halle a. S. im Ratskeller am Markt eine öffentliche Versammlung statt.

Vortrag des Herrn Marinepfarrer a. D. H. Weicker: **Selbstgeschautes von der Mission in China.**

J. A.: **Wilhelm Schubring**, Wundersleben-Sömmerda

Theologischer Berufsarbeiter des Gustav Adolf-Vereins

Zum 1. Mai 1911 ist die Stelle eines **theologischen Berufsarbeiters,** der in Leipzig seinen Sitz haben und neben der Arbeit im Zentralbüro nach Füglichkeit auch außerhalb Ansprachen und Vorträge übernehmen soll, von dem Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung zu besetzen. Erwünscht ist ein schon im Amt bewährter und in Diaspora-Verhältnissen tunlichst bewanderter Geistlicher, mit der Gustav Adolf-Sache vertraut, ernst christlich und evangelisch, warm in Gesinnung und Wort. Anstellungsbedingungen nach Vereinbarung; näheres über die Arbeit wird auf Wunsch mitgeteilt. Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 15. Februar 1911 einzureichen an den

Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig, Weststrasse 4.

D. Hartung	D. Hölscher	M. Krause
Vorsitzender	Schriftführer	Kassierer

Vakanz

Die **neuerrichtete,** vierte Diakonatstelle an der Stadtkirche zu **Jena** ist im April 1911 zu besetzen. Das Gehalt beträgt je nach der Altersstufe wahrscheinlich 2400—5400 Mk. (Vom 1. Januar 1911 ab wird wahrscheinlich eine neue Gehaltsskala, von 2400 Mk. in dreijährigen Stufen bis zu 5400 Mk. oder auch bis 5600 Mk. ansteigend, in Kraft treten. Die jetzt gültige geht von 2100—4800 Mk.) Hierzu kommt ein entsprechendes Wohnungsgeld (600—1000 Mk.) oder freie Wohnung und eine nebenamtliche Einnahme für Krankenhausseelsorge von 200 Mk. Persönliche Zulagen bleiben der Beschlußfassung des Kirchgemeindevorstandes vorbehalten, stehen aber zu erwarten. Bewerbungen sind bis zum 20. Januar 1911 an den Unterzeichneten einzusenden.

Jena, den 24. Dezember 1910.

Der Kirchgemeindevorstand
D. Braasch

Jüngerer evangelischer **Theologe,** verheiratet, künstlerisch veranlagt, musikalisch und literarisch gebildet, möchte aus inneren Gründen das Pfarramt niederlegen und sucht **Lebensstellung,** in der er seine Gaben verwerten könnte, ev. auch als **Redakteur** oder **Lehrer** an **Privatschule.** Beste Empfehlungen. Angebote unter **D. H.** an die Expedition.

Gloeckner & Niemann
Akademische Buchhandlung
Halle-S. Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

O. Pfleiderers Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. 3. Auflage Berlin 1896 sucht zu kaufen **P. Frieling, Chemnitz,** Straßburger Str. 1 II.

DIE BLAUEN BÜCHER
des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.
je Eine Mark 80 Pf.
in den guten Buchhandlungen gern
zur Ansicht!

Haucks Realencyklopädie III. Auflage. 22 Bände. Vollkommen ungebraucht, statt 256 Mk. **170** Mk. (in Raten nach Vereinbarung zu zahlen.) Anfragen unter **V H** an den Verlag der Christl. Welt.

Berliner Weltkongreß

Neu!

Maurenbrecher Naumann
Pfannkuche Rauschenbusch
Traub Gounelle Bakker

Religion und Sozialismus. Herausgegeben von **Schneemelcher.** Preis 1,50 Mk.

Janson Die religiösen Anschauungen von Björnson und Ibsen. Preis 40 Pfennige.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin Schöneberg, Eisenacherstraße 45

Soeben erschienen:

Von der Gottheit Christi

Gegen den religiösen Rückschritt in Grützmachers Dreieinigkeitslehre

Ein theologisches Bedenken

von

Professor D. **Karl Thieme** in Leipzig

80 Seiten Großoktav — Preis Mk. 1.60

Alfred Töpelmann (vormals J. Rickers Verlag) **Gießen**

Soeben erschien in zweiter Auflage, Stoff für **evangelische Familienabende** bietend:

Sieben Jahre in Steiermark

Bilder aus der **evangelischen Bewegung** von Pastor Ilgenstein in Berlin

Verlag Arwed Strauch in Leipzig. 50 Pfennig

Der Reinertrag ist für das zu gründende evangelische Kinderheim in Fürstenfeld, der steirischen Gustav-Adolf-Gemeinde, bestimmt.

Lic. O. Pfennigsdorf-Dessau schreibt darüber: Das Büchlein hat mich aufs höchste gefesselt und erquickt.

Pastor Zauleck-Bremen: Das Büchlein ist so lebendig, so warm, so anschaulich geschrieben, daß man beim Lesen kaum wieder davon loskommt, bis man am Schluß angelangt ist. Frühlingsfrisch ist das kleine Werk und wirkt belebend auf unsern Glauben und auf unsere Hoffnung für den Sieg des Evangeliums. Wer Liebe und Verständnis für die evangelische Bewegung in Oesterreich wecken und fördern will, der verbreite dies Büchlein oder lese es in Vereinen und Familienabenden vor. Es wird überall Freude bereiten.

Warm empfohlen wird das Büchlein auch von Kirchenrat D. F. Meyer-Zwickau; von Pfarrer D. Buchwald-Leipzig, dem bekannten Lutherforscher; von Pfarrer D. Rühling-Leipzig; von P. Braunschweig-Leipzig, dem Generalsekretär der Gustav-Adolf-Stiftung; von Pfarrer Fliedner-Kaiserswerth u. A.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 12. Geh. Rat Renaud gestorben — Weltgericht, Weltbegnadigung und Neuordnung der Welt nach dem 1. Buch Moses. Von Pfarrer Happel, Heubach — Halbjahrsbericht. Von Missionar Schröder — Das 25 Jahrjubiläum der deutsch-evang. Gemeinden Japans. Von Pfarrer Schröder, Tokio — Aus der Mission der Gegenwart — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Literatur — Berichtigung — Druckfehlerverbesserung — Mitteilungen — Anzeigen — Eingegangene Schriften

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 375 205 060 M. Vermögensbestand 136 406 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg